Ulrich Zwingli's

Leben

ein

Seitenstück zu dem Leben Luthers, Huß und Melanchthons.

Leipzig,
bei Voß und Compagnie
1800.

118527061

Vorrede.

Nur einige Vorerinnerungen halte ich für nöthig. Ich will sie kurz angeben. Die Nachrichten von Zwingli sind wirklich nicht so häufig, als man erwarten sollte, wenn man seine Verdienste preisen hört. Die Lebensbeschreibung, welche sein Freund Oswald Mykonius von ihm geliefert hat, ist kurz, und faßt überhaupt nur seine wich-

wichtigsten bürgerlichen Verhältnisse auf. Rudolph Zieglers Lebensbeschreibung von 1719. 4. habe ich trotz aller Mühe nicht erhalten können. Das Beste und mit dem meisten Sinne über Zwingli Geschriebene ist von Felix Nüscheler; Zürch und Winterthur, 1776. 8. Daß ich nach der Hauptquelle, Zwinglis Schriften, ihm den ersten Platz eingeräumt habe, leugne ich nicht; aber erwarten kann ich, daß man darum nicht verkennen wird, wo ich in der Ansicht von ihm abwich.

Was die Art der Darstellung betrifft, so habe ich, wenn mich nicht alles trügt,

die ekelhaften Gemeinplätze und Klugheitsregeln, die man in der Meynung, als hätte man wunderschöne Moralien gesagt, gewöhnlich den Werken fürs Volk beymischt, vermieden, dafür aber, wie es schon eine gehörig berechnete Gleichmäßigkeit des Vortrags und des Vorgetragenden erforderte, alles auf den Menschen hingeleitet, und vielleicht wirke ich so mehr. Diese frömmelnden Saalbadereyen berechtigen so wenig als die Oberflächlichkeit, womit unsre populären Lehrer ihre Gegenstände behandeln, zu den ausserordentlichen Lobeserhebungen,

die man jetzt durchaus der Aufklärung des gemeinen Mannes zollt. Man braucht nicht einmal in die niedrigsten Volksklassen einzugehen, um dies Lob übertrieben zu finden, und grundlos. Wie sehr wäre es zu wünschen, daß von dieser Seite her vortheilhafter auf das Volk gewirkt würde, daß man auch Selbstdenken veranlaßte, besonders da unsre heutige Erziehung, was man auch dagegen sagen mag, so schlaff ist, als unser Zeitalter überhaupt. In der Absicht also, die Denkkraft etwas zu reizen, habe ich den Hauptstreitpunkt, über welchen die Tren-

nung der sächsischen und schweizerischen Theologen vorzüglich entstand, etwas umständlicher erzählt. Denn grade in diesem Punkte herrschen noch jetzt die albernsten Vorurtheile. Es mag an und für sich wahr seyn, daß streitige Glaubenslehren nicht für das Volk sind, aber die Ausdehnung, welche die Unwissenheit und Nachlässigkeit mancher Volkslehrer diesem Satze gegeben hat, dürfte wohl auch nicht schlechthin zu billigen seyn. Ob es mir gelungen ist, Herz und Verstand gleich stark zu beschäftigen, kann ich nicht entscheiden. Möglich wäre es, daß

bey

bey dem Interesse, das ich für Zwingli gefaßt, vielleicht hier und da manches in letzter Hinsicht nur angedeutet worden wäre. Wäre mir dies, was ich als die Hauptaufgabe jeder, und besonders der sogenannten populären Schriften ansehe, gelungen, so wäre ich zufrieden.

A. G.

Erstes Kapitel.

Es ist eine überaus angenehme Empfindung, die den Geschichtschreiber, wie den Leser überrascht, wenn er in einem Zeitalter, das sich weder durch Aufklärung der Begriffe, noch durch höhere Sittlichkeit empfiehlt, auf Männer stößt, welche kräftig in das stockende Triebwerk der Begebenheiten eingreifen, und es in einen Schwung bringen, der die Ansicht des Ganzen so ganz verändert. Für Nachkommen, die auf einer höhern Stufe der Bildung, mithin auf einem höhern Standpunkte stehn, kann freylich zuweilen diese und jene Bemühung manches verdienten

nes, so viel Werth sie auch zu ihrer Zeit hatte, unwichtiger erscheinen, und minder richtig gewürdigt werden; aber dann, wenn der Grund eines irrigen Urtheils dieser Art nicht in Nachlässigkeit, Unaufmerksamkeit, oder Beschränktheit der Urtheilenden liegt, wenn alle Forschungen über die Folgen so mancher That fruchtlos sind, dann schwingt der Glaube an die Ordnung einer sittlichen Welt siegreich sein Panier, und es ist ihm klar, daß keine That verlohren gehn könne in dem Fortgange der Zeiten, daß jede ein Beytrag sey zu dem schönen Ganzen, dessen hohe Vollendung wir nicht einmal ahnen, vielweniger begreifen können.

Wenn auf der großen Bühne der Welt an verschiedenen, selbst den entferntesten Oertern, Männer erscheinen, die ohne irgend eine andere denkbare Uibereinstimmung, als die des reinen Herzens, und des wahrhaft

guten Willens, demselben hohen Ziele der Vervollkommnung kühn und vest entgegen schreiten, möge der Weg, den sie betreten, näher oder entfernter, ebener oder rauher seyn, so ist jener so menschliche Glaube auch gegen den Uibermuth oder den Stumpfsinn auf die befriedigendeste Weise gerechtfertigt, und ist und bleibt das heilige Unterpfand unserer höhern Bestimmung. Dankbar ruft dann der sinnige Beobachter den vorausgegangenen Brüdern nach: Heil! kräftiger ergreift ihn das erhabene Beyspiel, zeugt eine neue gute That, und an der selbstgewundenen Blumenkette des Wahren und Guten verliert sich unvermerkt die Menschheit in eine höhere Welt, zu deren Bürgerrecht nur ihre erlangte Würde führt.

Diese Betrachtungen sind es, die sich jedem Unbefangenen bey der Ansicht jener Zeiten aufdringen, in welche die sogenannte

Reformazion fällt. Es wäre theils zweckwidrig, theils auch für jetzt unausführbar, eine Schilderung zu liefern, die alle Unbilden derselben, die Vernachlässigung der Wissenschaften unter dem geistlichen Stande besonders, sein Misleben, und die Gewinnsucht seiner Obern, seine verketzernde Unterdrückungssucht, und seinen abergläubigen Starrsinn, wie überhaupt seinen nachtheiligen Einfluß auf Staat und Sittlichkeit, mit der nöthigen Farbengebung darstellte. Noch ehe unser große Landsmann Luther in Wittenberg auftrat, und seine irrenden Mitbrüder belehrte, hatte die Welt Männer aufzuzeigen, die sein großes Werk allmälich vorbereiteten, und ihm, so zu sagen, in die Hände arbeiteten. Dankbar wird die späteste Nachwelt, und vielleicht diese am ersten, je gerechter sie meistens ist, einen Ulrich von Hutten, dies Schlachtopfer der Verfolgung, einen Reuchlin, der sich durch seine Bemühun-

hungen um die morgenländischen Sprachen, und die Schriftauslegung so verdient machte, dankbar einen geschmackvollen Pirkheimer, und Erasmus, einen scharfsinnigen Faber, Villa und andere nennen, wenn sie von Luthers und Melanchthons ausgebreiteten Wirkungen hört. Unter jene Männer gehört auch gewissermaßen Ulrich Zwingli, der schon vor Luther, und dann auch zu gleicher Zeit mit ihm in der Schweiz dasselbe schöne Geschäft betrieb, Menschen von Irrthümern ab- und auf den rechten Weg zu lenken. Zwar auch Zwingli war in seinem Kreise nicht der erste, aber doch der kühnste und vesteste Streiter für die Wahrheit, eben so uneigennützig als Luther. Es wird sich im Fortgange der Erzählung ergeben, daß man gewiß behaupten kann: Zwingli ging so muthig als Luther, wiewohl überlegter und bedächtiger zu Werke. Seine Verhältnisse zu Luther allein dürften hinlänglich geprüft ihn in ein vortheilhafteres

Licht stellen. Dessen ungeachtet verliert Luther nichts, da seine Thaten mit all ihren Folgen die Zeit so kräftig gestempelt haben, daß keiner ihm seine Bewunderung und seinen Dank versagen kann, wenn er ihn gleich hie und da auf einer Menschlichkeit überrascht.

Doch wir wollen Zwingli näher vom Anfange bis zum Ende seines rühmlichen Lebens betrachten.

Ulrich Zwingli wurde zu Wildhausen in Toggenburg am 1. Januar 1484 gebohren. Sein Vater war Amman daselbst. Dies zusammengenommen mit dem Familiennamen seiner Mutter — sie hieß Margarethe Meilin, ist alles, was uns die Geschichte von seinen Aeltern aufgezeichnet hat. Sey es, daß sie kein Vermögen hatten, oder sich nicht getrauten, die Erziehung des für die Wissenschaften bestimmten Knaben zu übernehmen: er wurde

bey

bey seinem Oheim, Bartholomäus Zwingli, Pfarrer zu Wesen, und Dekan des Kapitels, bis in sein zehntes Jahr erzogen. Hierauf kam er nach Basel, und unter Bürzlis Aufsicht entwickelte sich seine ungemeine Neigung zu den Wissenschaften und zur Musik. Aber noch mehr Befriedigung sollte seine Wißbegierde in Bern finden. Heinrich Wölflin — Lupulus — der damals an dem dasigen Gymnasium stand, war als Sprachforscher, vorzüglich aber als Dichter, berühmt. Hier erhielt schon der junge Zwingli einen Vorschmack von den alten lateinischen Schriftstellern, die er nachher mit so viel Sinn, Umsicht und Geschmack studirte; hier fing er schon an, mit dem Gefühl des Schönen seinen Sinn für Wahrheit zu schärfen, er dichtete schon jetzt, wie in spätern Zeiten.

Schade für den offnen Kopf, daß auch er das allgemeine Schicksal mancher andern

guten Köpfe jener Zeit haben sollte, in der Stickluft eines Klosters zu erschlaffen! Welch glücklicher Zufall ihn noch rettete, ist unbekannt. Vielleicht war es eigenthümliche Kraft seines immer heitern, freyen, durch die schönen Wissenschaften und den Zauber der Tonkunst genährten Geistes, die sich sträubte, in einzelnen wilden Ausbrüchen sich zu verzehren, oder vielleicht hielt ihn auch sein Freund und Lehrer Wölflin von diesem Schritte ab. Kurz, Zwingli ward nicht Mönch.

Zwey Jahre darauf bezog er die hohe Schule zu Wien, und seine Hauptbeschäftigung war die Weltweisheit. Wenn auch, wie sich aus dem damaligen Zustande der Wissenschaften leicht schließen läßt, diese Wissenschaft zu nichts als einer gelehrten Klopffechtkunst, besonders für die Religionswissenschaft, erniedrigt war, so scheint ihn doch sein gesunder Sinn vor allen überflüs-

figen Grübeleyen, in denen sich die Schule gefiel, bewahrt zu haben. Seine milde, heitere Geistesstimmung, die ihn auch in dem Geschäftsdrange seines nachherigen Lebens gar nicht, oder erst spät verließ, spricht für diese Vermuthung; und wenn er sich um diese Zeit mit der trügerischen Kunst Schlüsse zu ketten beschäftigte, so scheint dies mehr in dem damaligen Zeitgeschmack, den er doch kennen lernen mußte, als in ihm gelegen zu haben. Daß er sie aber wirklich kannte, ergiebt sich hinlänglich aus seinen Streitschriften.

Auf dieser hohen Schule hatte sich Zwingli so gebildet, daß er nach seiner Rückkehr in Basel das Geschäft eines Lehrers an der St. Martinsschule übernehmen konnte. Ungeachtet er von der Magisterwürde nicht die vortheilhaften Begriffe hatte, die Einfältigere davon hatten, und seinen eigenen innern Werth zu gut fühlte, als daß er ihn durch diese

diese zufällige äussere Verbrämung erhöhen zu können geglaubt hätte, so wurde er doch Magister, aus Nachgiebigkeit gegen die Schwachen, welche den Mann mit diesem Titel mehr achteten, als ohne ihn. Wieder ein Beweis von seiner milden Gemüthsart, die dennoch nicht in Weichlichkeit ausartete, und für zurückbleibende innere Kraft bürgte.

Dies sind die einzigen Nachrichten, die wir von Zwinglis früherer Ausbildung haben, und die bey aller Mangelhaftigkeit dennoch im Allgemeinen die Grundlage seines Charakters erklären. Früh aus dem väterlichen Hause entlassen, mußte er sich gewöhnen mit fremden Menschen umzugehn, und dies, verbunden mit seiner Liebe zu den schönen Wissenschaften, seiner Begeisterung für die Tonkunst, mußte nothwendig ihm jene Sanftheit geben, die sich in seinen Streitigkeiten so unverkennbar zeigte, alle Menschlichkeiten mit

Schonung erwähnte, und nur bey den offenbarsten Verunglimpfungen dem Gefühle für Recht und Ehre untergeordnet war. Gewiß die vortheilhafteste Anlage zu seinem künftigen Stande, und das sicherste Unterpfand für das Gelingen seiner redlichen Bemühung für Wahrheit und Sittlichkeit.

Zweytes Kapitel.

Bald eröffnete sich für Zwingli ein neues Feld, auf dem er auch die meisten Lorbeeren ärntete. Er wurde mit dem berühmten Gottesgelehrten Thomas Wittenbach bekannt. Unter der Leitung dieses Mannes, den er bald als einen aufgeklärten Denker kennen und lieben lernte, beschäftigte er sich besonders mit der Religionswissenschaft. Wenn er dies zum Theil für Zeitverlust hielt, so muß man bedenken, daß auch in diesem Gebiete, wie überall, sich damals der menschliche Geist nur fruchtlosen Grübeleyen hingab, bey welchen die Sittlichkeit nichts gewann, vielmehr durch Streitigkeiten und Partey-

sucht

sucht verlor. Mit ihm zugleich studirte Leo Jud, den wir noch näher werden kennen lernen; ein glücklicher Kopf, dessen Beyspiel Zwinglis Nacheiferung nicht wenig aufgereizt haben mag! Denn im Jahre 1506 wurde letzterer Pfarrer zu Glaris, hielt seine Antrittspredigt zu Rapperschweil, und las zu Wildhaus Messe.

Seine ruhigere Lage nährte seinen Eifer für die Wissenschaften nur noch mehr. Er las unaufhörlich die alten römischen Schriftsteller, diese Muster alles guten Geschmacks; einen seiner Lieblingsschriftsteller, welcher Anekdoten von berühmten Männern seiner Nation geliefert, und mit Bemerkungen, die für das Leben brauchbar waren, begleitet hatte, lernte er sogar auswendig. Dabey setzte er nun sein Hauptgeschäft, die Religionswissenschaft, nicht aus den Augen, vielmehr las er alles in Beziehung auf dieselbe

Bibliothek der Philos.-theol. Hochschule Passau

selbe, besonders aber auf die heilige Schrift, die er zuerst aus den sogenannten Meßkanononen kennen lernte. Er stellte Vergleichungen an, und lernte schon so den Sprachgebrauch dieser heiligen Schriftsteller kennen. Unablässig studirte er die Briefe des Apostels Paulus, die er endlich, so wie das ganze Neue Testament, auswendig lernte. Die genannten Briefe schrieb er sogar eigenhändig ab, und bemerkte dabey die Auslegungen der berühmtesten frühern kirchlichen Schriftsteller, eines Origenes, Chrysostomus, Ambrosius, Hieronymus und auch des Erasmus. Damals genoß er vom Papst eine Pension von funfzig Gulden, die er besonders zum Aufkauf nützlicher Bücher verwendete.

Sein Eifer für die Wissenschaften, und sein schon etwas ausgebreiteterer Wirkungskreis vergrößerte auch nothwendig den Zirkel seiner Freunde, unter denen berühm-

te Männer in mancherley Wissenschaften waren, wie Heinrich Lorit, Egidius und Valentin Tschudi, und Fridolin Brunner. Wie viel der Umgang solcher Männer in jeder Rücksicht Einfluß habe auf einen jeden, der überhaupt eines Eindrucks fähig ist, liegt am Tage, und es ist mithin gar kein Wunder, daß unser Zwingli durch sie und durch eigenes Nachdenken und Lesen bald einsehen mußte, wie weit die damals gangbaren Religionsmeinungen von der ursprünglichen, schönen, kräftigen Einfalt der Lehre Christi abwichen. Alles, was diese Einsicht vester und gewisser machen konnte, ergriff er; und da er damals die Anfragen eines Schriftstellers an den römischen Hof, die so manchen Misbrauch, so manche Unbilden der Kirche aufdeckten, billigte, so wurde er schon als Ketzer verdächtig. Doch er ließ sich dadurch nicht erschüttern, disputirte und predigte nach seinem bessern

Wissen, wiewohl er noch immer nicht das Uebel bey der Wurzel angriff, noch immer keine Persönlichkeiten gegen den Papst einmischte.

Sein Amt forderte es, daß er als Feldprediger mit zum Kriege in das Mayländische auszog. Hier machten ihn seine geselligen Tugenden, seine Kenntnisse in der Tonkunst überall, auch bey den Weibern beliebt. Er konnte es ganz wohl vertragen, daß Misgunst und Beschränktheit ihm dies übel deuteten, da sein Bewußtseyn ihn schützte.

Nach seiner Rückkehr entstand eine schöne engere Verbrüderung zwischen ihm, Leo Jud, Franz Zingg, Michael Sander und Konrad Reechberg. Lezterer war Abt im Kloster Einsiedeln, und sein frey aufstrebender Geist konnte nicht mit dem Stande eines Klosterbruders zufrieden seyn. Man wird ohne mein Erinnern den Berührungspunkt zwischen ihm und Zwingli wahrnehmen.

Auch Theobald von Geroldsegg, der sanfte, weise Mann, wurde sein Freund, und theilte mit ihm die letzte bittere Stunde. So einen Mann, wie Zwingli war, glaubte Theobald zum Pfarrer ernennen zu müssen, wenn er den vielen abergläubischen Gebräuchen, besonders den Wallfahrten und andern Irrthümern steuern wollte. Er hatte sich nicht geirrt. Zwingli eiferte gegen diesen genannten, und alle anerkannte Misbräuche, und es war für den Anfang schon kein unbedeutender Erfolg seiner Bemühungen, daß den Klosterfrauen das Mettensingen erlassen, und die Erlaubniß ertheilt wurde, sich zu verheurathen. Wie manche gute Hausfrau und Mutter war durch diese Einrichtung fur den Staat gewonnen, die ohne sie im nagenden Gefühl ihrer verfehlten Bestimmung hinschwand, oder in frommen Müßiggang ihr Leben verträumte! Nun wurde doch wenigstens Hand an die Schei-

dewand gelegt, welche der römische Intriguengeist zwischen die geistliche und die übrige bürgerliche Welt gestellt hatte, und unleugbar mußte die letztere gewinnen, wenn die Grenzen beyder ineinander verflossen. Auch die damals so üblichen Pensionen, oder die Geschenke der Fürsten, für welche sie Soldaten erkauften, erklärte Zwingli für Verrath am Vaterlande, für abscheulichen Menschenhandel.

Welche Freude für ihn, schon in diesem kleinern Zirkel so nützlich zu wirken! Täglich verbreiteten sich bessere Einsichten unter dem Volke. Schon hier zeigte Zwingli den vesten, gesunden Blick, die Liebe zum Frieden und zur Eintracht. Er wußte gar wohl, daß, wenn einmal das Volk sein Joch fühlen gelernt hat, der Versuch, gewaltsam es abzuschütteln, unfehlbar erfolgt, daß von Berichtigung des Erkenntnisses der rasche Uebergang zur Gewaltthätigkeit unter

der größern Menge sehr leicht ist; und diesen gewaltsamen Umschwung zu verhüten, wendete er sich an den Bischof von Kostanz, Hugo von Landenberg, an den Kardinal und Bischof zu Sitten, Matthias Schinner, und stellte ihnen vor, wie sie von ihrer Seite durch Reinigung der Kirche so manchem Unheil, das vielleicht entstehen dürfte, vorbeugen könnten, wie verdienstlich dieß auch schon an und für sich sey. Hugo war schwach, und fürchtete, wie wir unten sehen werden, den Papst zu beleidigen; auch Schinner hatte nicht genug Willenskraft, und wenn sie gleich anfangs seine Vorstellungen nicht misbilligten, so war doch wenigstens keine Mitwirkung von ihnen zu erwarten. Mithin blieben Zwinglis Vorstellungen fruchtlos, und es blieb beym Alten. Er erzählte dies späterhin selbst, und hatte schon jetzt, wo er mehrmals in Zürch war, die Nichtigkeit der päpstlichen Anforderungen aus

der Schrift dargethan. Wenn alle Irrthümer und Misbräuche, die jetzt in unserer Kirche so häufig anzutreffen sind, nicht nach und nach abgeschafft werden, so werden sie einst, schrieb er, mit großem Lärm und Geräusch durch ihr eignes Gewicht einstürzen. Doch menschliche Rücksichten machten taub gegen die sanftere Stimme der Wahrheit, und wie Hugo nachher handelte, wird sich weiter unten ergeben.

Drit-

Drittes Kapitel.

Redlicher Eifer für Wahrheit und Tugend kann zwar eine Zeitlang verkannt, nie aber das Interesse dafür auf immer verleugnet werden. Mit tausend zähen Wurzeln hängt dies Interesse an dem menschlichen Herzen vest, und selbst die Gewohnheit kann es nicht ganz vertilgen. Zwingli hatte, wie jeder große Mann, seine Feinde, immer aber war doch bis jetzt die Zahl seiner Freunde noch größer; denn sein Feuereifer gegen die Pensionen, der aus der warmen Quelle der Vaterlandsliebe entsprang, machte ihn jedem wahrhaft freyen Manne angenehm.

Als daher im Jahr 1518 eine Predigerstelle in Zürch erledigt war, und man sie zu besetzen gedachte, fanden sich mehrere, die Zwingli als den würdigsten vorschlugen. Besonders sprach Oswald Mykonius, Lehrer am großen Münster, für ihn so lebhaft, daß Felix Frey, Propst beym Kapitel, mit seinen Gründen für diese Wahl zufrieden war, und mithin Zwingli am 11. September gewählt wurde. Es scheint aber einige Mühe gekostet zu haben, ihn zur Annahme dieser Stelle zu überreden. Wenigstens fand er späterhin für gut, Bischof Hugo zu erinnern, daß er ihn wider Willen zu diesem Amte befördert habe. Ob Hugo dazu eigene selbstsüchtige Ursachen gehabt, ob Zwingli sich dabey an mehr als den weit geringern Gehalt stieß, wie sein Freund Mykonius selbst bemerkte, läßt sich nicht bestimmen. Vielleicht, daß der größere Wirkungskreis, in den er treten sollte, ihm auch, wie die Folge lehrte, mehr

Unru-

Unruhen und Sorgen mit sich zu führen schien.

Als er nun aber einmal eingewilligt hatte, und sein Amt antrat — es war am 1. Januar 1519 im fünf und dreyßigsten Jahre seines Lebens — war auch sein Entwurf, für das Beste seiner Gemeine zu sorgen, unabänderlich und unerschütterlich überdacht. Da durch die willkührlichen, oft blos von der Neigung der Obern herrührenden Menschensatzungen in der Religion einzig und allein alles Verderbniß der Sitten bewirkt worden war, so war es gewiß der haltbarste und wirksamste Grundsatz, den Zwingli für seinen edlen Zweck aufstellte, das Ansehen der heiligen Schrift bevestigen und sichern zu müssen. Er schlug dazu einen Weg ein, den schon die ältesten Lehrer der Kirche betreten, und mit Glück betreten hatten, den man aber nur verlassen hatte, seitdem es den römischen Vicegöttern, den Päpsten, gefallen

fallen hatte, das Lesen der heiligen Schrift den Layen zu untersagen, weil, wie sie vorgaben, der Inhalt dieser Bücher nicht für die Fassungskraft gemeiner Menschen war, oder, welches der wahre Grund war, den sie aber weislich verschwiegen, weil die höhere Aufklärung, die in jedem schlichten Verstande durch sie herbeygeführt werden mußte, nothwendig auch unzufrieden mit der ganzen Kirchenverfassung machte, und mithin ihr Interesse sehr beeinträchtigen konnte. Dieser Weg war so nahe, als sicher, und bestand darin, daß bey den öffentlichen Vorträgen die heilige Schrift zu Grunde gelegt, irgend ein Buch erklärt, und zugleich Bemerkungen eingestreut wurden, die für das Leben und die Bedürfnisse der Zuhörer brauchbar waren. Zwingli erklärte sich daher in der Versammlung der Kanoniker für diese Art von Vorträgen, die man Homilien nannte, und fieng an, die

Schrift

Schrift der Reihe nach zu erklären. Mit frommer Aufmerksamkeit erforschte er den Sinn seines Schriftstellers, legte ihn faßlich und in der bündigsten Ordnung dar, mit einer Würde, wie sie der anspruchslosen Einfalt des Werks, und der darin enthaltenen Gedanken angemessen war. Dann erklärte er sich, so wie es ihm an die Hand gegeben wurde, mit erschütternder Heftigkeit, mit der wärmsten, menschlichen Theilnahme gegen die Gebrechen seiner Zeitgenossen, wie gegen Unmäßigkeit, Pensionen, gegen die Unterdrükkung unglücklicher Waisen, ja selbst gegen die bürgerliche Knechtschaft der Eidgenossen. Mußte er nicht den Beyfall jedes Unbefangenen erhalten? Mußten nicht seine Zuhörer an Einsicht, wie an Sittlichkeit gewinnen?

So war es auch in der That; und je heller und wackerer ihre Augen wurden, desto freymüthiger sprach Zwingli. Als daher um diese Zeit Luther durch Schriften zu

wirken

wirken anfieng, empfahl er seine Werke öffentlich, wiewohl er sie nie selbst las, um seine Zuhörer zu überzeugen, daß es nur eine Wahrheit gebe, die überall sich immer gleich bleibe.

Nicht zufrieden, denkende Männer, und fromme Christen zu ziehen, suchte er seine Brüder auch zu freyen Bürgern zu machen, oder ihre Freyheit zu erhalten. Der ganze Unwille des freyen Mannes gegen Unterdrükkung sprach aus ihm, als der würdige Kaiser Maximilian gestorben war, und Karl von Spanien die Eidgenossen als Steine brauchen wollte, die er nach seinen ehrgeizigen Absichten ziehen könnte. So künstlich auch Karl durch seine Ueberredung sie zu gewinnen wußte, so mußte doch vor Zwinglis kräftiger männlicher Sprache aller Nebel schwinden, und im vollen Lichte stand er da als Retter; umhüllen und verdunkeln konnte ihn der Neid, und die eigennützige

Bosheit, aber verdrängen, und auslöschen nicht.

Unter einem frommen Vorwand ließ der Pabst, dessen Bedürfnisse immer größer und dringender wurden, alle Länder mit Sündenablaß brandschatzen, die sich nur immer fügten. Wie Tezel in Sachsen, so zog auch ein Barfüßermönch, Bernhard Samson, in der Schweiz umher, ungeachtet Hugo und sein Vikar Faber sich seinen Eintritt verbeten hatten, weil seine Bulle nicht vidimirt war. Wie willkommen war Zwinglin diese Erklärung des Bischofs! Fast nirgends fand der Mönch seine Rechnung, besonders da man irgendwo bemerkt hatte, daß seine Rechnungen eher den Reichen, als den Armen vorgelegt wurden. Endlich kam er auch nach Zürch. Zwingli hatte alles so vorbereitet, daß er zwar höflich empfangen wurde, aber für seinen Handelsartikel keine Käufer fand.

Brauch-

brauchte es wohl einer deutlicheren Erinnerung an Abzug?

Freylich waren überhaupt die Umstände in der Schweiz günstiger, als in Sachsen; allein Zwinglis veste und sanfter wirkende Handelsweise verdient immer einen Seitenblick, weil sie ein neuer Beleg zu seiner ganzen friedlichen Sinnesart ist. Luther war heftiger, und trat hierin stärker, wenigstens geräuschvoller auf, wenn auf der andern Seite in gleichwichtigen Dingen Zwingli seine zu nachsichtigen Vergünstigungen misbilligte.

So wirkte Zwingli auf die Menschen um sich. In sich aber auch den Menschen auszubilden, war nicht minder sein unermüdetes Streben. Die Geschichtschreiber, Weltweisen, und schönen Geister der Griechen und Römer waren seine tägliche Unterhaltung. Er las sie mit der scharfsinnigsten Umsicht, mit dem feinsten Geschmack, und mit dem empfäng-

empfänglichsten Sinne. Ohne alle Anforderungen gestand er sich und andern die Lücken in seinen Kenntnissen, und strebte sie auszufüllen. Er hielt es für keine Erniedrigung, Andreas Bodensteins, der besonders im Hebräischen stark war, Schüler zu werden. Leo Jud und Felix Manz waren seine Mitschüler, und vereint mußte ihre Bemühung fruchtbarer seyn. Wie fleißig Zwingli gewesen seyn muß, läßt sich schließen, wenn man erwägt, daß er im kurzen die Psalmen übersetzte, und überhaupt die Gesänge jüdischer Barden so lieb gewann. Um immer weiter vorzudringen, und zugleich auch die Jugend wahrhaft zu bilden, bemühte er sich, Jakob Wesendanger (Leporinus) und Georg Chalybeolus (Stähelin), deren Gelehrsamkeit in den alten Sprachen allgemein anerkannt war, nach Zürch zu befördern. Sein Ansehen unterstützte, und erreichte diese gemeinnützige Absicht.

Seine Stunden waren gehörig eingetheilt,

und selten wich er von der einmal vestgesetzten Ordnung ab. Bis früh um zehn Uhr las, oder schrieb er; dann besorgte er seine Amtsgeschäfte. Nach Tische unterhielt er sich mit jedem, der ihn sprechen wollte, oder ging auch wohl spazieren bis zwey Uhr. Nun arbeitete er wieder bis zum Abendessen, ging hierauf wieder aus, etwa in Gesellschaft, und nachher schrieb er oft bis Mitternacht Briefe, weil sein Briefwechsel immer stärker und ausgebreiteter wurde. Dies Gleichgewicht zwischen Körper und Geist, das er zu erhalten suchte, mußte diese Einigkeit mit sich selbst hervorbringen, die ihn so anziehend, so geliebt machte.

Viertes Kapitel.

Je mehr sich Zwinglis Kenntnisse ausbreiteten und berichtigten, desto mehr mußte seine Unzufriedenheit mit dem Geiste der Zeit wachsen, desto mehr mußte er wünschen, in seiner wirklich großen Sphäre alles zu thun, was seiner Kirche eine bessere Richtung auf wesentlichere Dinge der Religion geben konnte. Ein Glück war es für ihn, das er aber auch durch seine weisen Lehren, und seinen untadelichen Lebenswandel verdient hatte, daß seine Obrigkeit seinen Einsichten in die Religion vertraute, und so gemeinschaftlich mit ihm nach einem Ziele rang. Er war es, durch dessen Vermittelung im Jahre 1520 eine Verordnung des

Raths

Raths an die Pfarrer erging, frey und ohne Rücksichten die Briefe der Schüler Jesu, und die Nachrichten von seinem Leben in öffentlichen Vorträgen zu verlesen, und zu erklären, kurz, alles, was aus diesen Quellen hergeleitet und erwiesen werden könnte, ohne Scheu vorzutragen.

So hatte Zwingli bereits seine Gemeine aufgeklärt, und eben so versprach er sich eine allgemeinere Aufklärung. Dies war grade die Grundlage zu dem großen Gebäude der Reformazion, deren Bedürfniß nun immer dringender und lebendiger gefühlt wurde, und woran er so ämsig arbeitete. Keine Nebenabsicht, kein Privatvortheil leitete ihn, vielmehr entsagte er jedem, um desto freyer und vorwurfsloser sein Werk zu betreiben. Ihm, der so heftig gegen die Pensionen sprach, hätte es vielleicht bey diesem und jenem zum Vorwurf gereichen können, daß er selbst einen Gehalt von funfzig Gulden vom Papst genoß;

noß; er begab sich daher dieses kleinen Zuschusses zu seiner ohnedies kärglichen Stelle. Wie viel muthiger und wirksamer konnte er nun abrathen, als Frankreich im Jahr 1521 von den Zürchern Hülfe verlangte! Wie ruhig und unerschüttert konnte er seyn, als auch dieser gutgemeynte Rath ihn nicht vor Schmähungen sicherte! Der Erfolg in einer gleichen Angelegenheit rechtfertigte ganz seine redlichen Absichten, und verschaffte seinen Vorstellungen mehr Nachdruck. Er hatte nämlich misrathen, dem Papste Hülfstruppen zu senden. Man hatte seinen Rath nicht befolgt, und die Zürcher verlohren viel Brüder vor Pavia. Späte Reue rächte diese väterliche verachtete Warnung.

Dennoch verließ Zwingli nie die Seinigen, wenn es Wahrheit galt. Einen Beweis davon gab er bey folgender Gelegenheit. Einige Zürcher Bürger, so von der Religion richtigere Begriffe hatten, und es einsahen, wie

thöricht es sey, zu glauben, daß man Gott durch Enthaltung von gewissen Speisen, besonders in der sogenannten Fastenzeit, gefällig werden könnte, setzten sich hinweg über dies Vorurtheil, so vest es auch durch Gewohnheit gegründet war, und aßen Fleisch. Sie wurden, vielleicht um der vermeynten Uibertretung des Kirchengesetzes, vielleicht auch nur um der Schwächern willen, gestraft. Bischof Hugo eiferte ernstlich gegen diesen ganzen Vorfall, und richtete seine Pfeile besonders gegen Zwingli. Zugleich schickte er drey Gesandte ab, Franz Lambert von Avignon, Johann Faber, seinen Vikar, und Doctor Martin Blensch, Prediger zu Tübingen. Diese drey Männer sollten über die streitigen Lehrsätze Zwinglis sprechen, und durch dieses Gespräch mit einemmale alles schlichten. Der Rath und mehrere Gelehrten waren gegenwärtig. Lambert mußte bald Zwinglis Uibergewicht anerkennen, und gestehen, daß die

Mey-

Meynung von der Fürbitte der Heiligen schriftwidrig sey. Faber weigerte sich anfangs zu sprechen, als er aber sprach, vertheidigte sich Zwingli so bündig und deutlich, daß jeder Unparteyische, wie er selbst erzählt, zufrieden seyn konnte. Unbeweglich beharrte er auf dem Grundsatze, die heilige Schrift einzig als Maaßstab für jede Untersuchung in der Religionswissenschaft zum Grunde zu legen. Wie leicht mußten die Lehrsätze vom Fasten, von Heiligenvermittelung, von Messe, und andere dieser Art jedem Unbefangenen als schriftwidrig einleuchten! Auch glaubte Zwingli nicht, daß nach dieser Widerlegung noch irgend ein Ausweg für die Päpstler übrig bleiben könnte. Und dennoch wurde am 24. May 1522 noch eine Ermahnung an das Kapitel geschickt, die so seicht, dabey auch so beleidigend für Zwingli war, daß er sie gewiß verachtet hätte, wenn nicht auch zugleich das Ansehen der Schrift hierdurch gelitten hätte.

Frecher blickten nun die Mönche, die schon wegen der oben erwähnten Verordnung auf Zwingli erbittert waren, auf. Auch dies hätte Zwingli ertragen; aber es galt die Wahrheit, und nun verlangte er die Ermahnung, wiederlegte sie genau und bündig mit männlichem Sinne, um auf einmal den Streit zu beendigen. Er gab sein Wort, daß er nie aufhören werde, die alte Einigkeit der Kirche wieder herzustellen, und ohne Hinterlist, ohne Nachstellungen. Es schmerzte ihn innig, daß jene verderbliche Brut, die alles vermengte, um daraus Vortheile zu ziehen, auch bis zu dem Bischof gedrungen war. Er berief sich auf den Bischof selbst, der ihn ohne sein Zuthun, ja sogar gegen seinen Willen zu dieser Amtesübernahme vermocht habe, wodurch ihm die Verbindlichkeit, Wahrheit zu lehren, die laut in seiner Brust ihn mahne, noch näher und nicht minder pflichtmäßig gemacht worden sey. Der Bischof wisse übrigens gar wohl,

wie

wie entfernt er seit seinen frühesten Jahren von aller Zwietracht, allem Aufruhr gewesen, und wie wenig er also auch jetzt die Fackel des Aufruhrs schwingen werde. Doch was vermochten Gründe gegen verjährte, tiefeingewurzelte Vorurtheile, gegen schwächliche Menschenfurcht, und, fast dürfte man sagen, nothgedrungene Ränke? Der Bischof sah in diesem ganzen Aufsatz nichts als Verletzung der Achtung, die er fordern zu dürfen glaubte, und aufrührerischen Ungehorsam.

Fast immer zieht der Unfall eines Biedermanns schadenfrohe Feinde herbey, die ihn nur noch mehr zu erniedrigen, die ihn zu unterdrücken suchen. Dies erfuhr auch Zwingli. Denn nun brach der Haß der Mönche, über dem sie so lange gebrütet hatten, aus. Sie glaubten, einen Mann stürzen zu müssen, der sie in ihrem seligen Müssiggange gestört, um deswillen sie fleißiger und genauer über ihre

Vor-

Vorträge nachdenken mußten, einen Mann, vor dessen Fackel all der Nebeldunst zerfloß, hinter dem sie sich bis jetzt dem Auge der Menge entzogen hatten. Vorzüglich waren es der Barfüßer- und Augustinerorden, welche gegen ihn mit der Klage einkamen, daß er sie verächtlich mache. Einige Behutsamkeit war schon zur Erhaltung der Ruhe von Seiten des Raths nöthig, und es war auch für Zwingli kein unbilliges Vorbot, daß man aufhören sollte, gegen die Mönche zu predigen. Allein Zwingli, und seine aufgeklärteren Amtsgenossen vermieden wenigstens die Gelegenheit nicht, wenn sie dieselbe auch nicht absichtlich aufsuchten. Natürlich eiferten die Mönche nun um so mehr, da sie sich noch mehr aufgefordert glaubten, und es entstand eine solche offne Fehde, daß man alles befürchten konnte. Noch immer war der Rath behutsam, und befahl, sich im Predigen alles dessen zu enthalten, was auf irgend eine Weise Zwietracht

veranlassen könnte. Aber nun stand Zwingli unverzagt, berief sich auf das frühere Mandat, welches schriftgemäße Vorträge verlangte, behauptete, es könne hier keine Schonung geben, wenn die Schrift nicht schone, es sey nur um die Sache, nicht um die Personen zu thun, und nun standen die Gegner beschämt da. Selbst der Rath durfte seinem Ansehen nichts vergeben, und mußte mithin auf die Vollziehung und Beobachtung des ersten Mandats dringen.

Um in den Armen seiner Freunde von diesen Stürmen auszuruhen, und sich vor künftigen zu bewahren, suchte Zwingli sich ihnen mehr zu nähern. Er schrieb an Leo Jud, lud ihn nach Zürch zu einer Predigt ein. Leo Jud kam, predigte, gefiel, und ward Pfarrer. Eben so ward auch Stumpf Pfarrer zu Bubikon. So wurden Herzensbedürfniß, Freundschaftspflicht und Klugheit gemeinschaftlich befriedigt. Dem Reinen ist alles rein, und nie kann wahre Klugheit mit hö-

hern Pflichten brechen, wenn sie nicht zur Arglist werden soll. Nur gehört freylich ein schöner Einklang des Gemüthes dazu, der nur wenigen zu Theil ward.

Fünftes Kapitel.

Uippig schießt der Saame der Wahrheit anfangs empor, wenn er einmal gepflegt wird, aber immer langsam reift er der allgemeinen Aernte entgegen, und leicht zerschlägt ein Sturm die zarten Halme. Eine schöne Flur blühte bereits um den unverdrossenen Zwingli, aber gereift war sie noch immer nicht.

Elf Geistliche und Prediger wendeten sich an die eidgnössischen Gesandten, und den Bischof von Kostanz, und verlangten von ihnen die Erlaubniß, nach den Evangelien zu predigen,

digen, und zu heurathen. Es schien nicht rathsam, diese Schritte auf einmal zu billigen, oder zu misbilligen, weil jede Partey sich beschweren konnte. Man erlaubte mithin, und untersagte nichts.

Schon der Schimmer des Lichts, den man erblickt hatte, war so wohlthätig, so erfreuend, daß man es in seinem ganzen vollen Glanze zu sehen wünschte. Die Dunkelheit ertragen, und in finsterm Unmuth murren, dazu war jetzt nicht mehr Zeit. Thätig strebte man überall empor, versuchte das Joch abzuwerfen, das der Papst und seine Kreaturen aufgelegt hatten. Freywillig entsagten auch die Schweizer den Pensionen, die sie für Sündengeld anerkannten. Auch die äussere Reinheit der Gemeine wurde befördert; alle Weiber bescholtenen Rufs wurden vertrieben. Die Klosterfrauen zu Oeterbach, die bisher unter so manchem Zwanggesetze geseufzet hatten, erhielten mehrere Freyheit. Die religiöse

und sittliche Bildung schien hier einen Gang genommen zu haben, der so richtig, als vortheilhaft war.

Hadrian der sechste, der Stellvertreter Christi zu Rom, sahe nun wohl ein, daß, diesem laufenden Rade der Besserung in die Speichen gradezu zu fallen, ein übereiltes Unternehmen seyn dürfte, dessen Folgen für das Interesse seines Stuhls, mithin für sein eigenes gleich nachtheilig ausfallen möchte. Noch nie hatte es den Päpsten an schlauer, arglistiger Staatsklugheit gefehlt, wenn ihr Vortheil aufrecht gehalten werden sollte; auch Hadrian nahm seine Zuflucht zu einer List. Er leugnete die vielen schreyenden Unbilden der Kirche, die nun freylich immer mehr zur Sprache kamen, nicht ab, vielmehr versprach er selbst, sie abzuschaffen. Nur, meynte er, müsse man sich Luthers empörerischem Geiste eifriger widersetzen, da sein gewaltsamer Eingriff in die Rechte der Kirche schon so eine schädliche Gäh-

rung hervorgebracht habe. Sanft und schonend müsse man hierin zu Werke gehn, um den Schwachen kein Aergerniß zu geben. In der That sichere Maaßregeln, die, wenn sie befolgt worden, und gelungen wären, das vermeynte Uibel von der Wurzel ausgerottet haben würden! In dieser Absicht schickte er am 23. Jan. 1523 an Zwingli einen Gesandten Ennius, Bischof von Verulam, mit einem Brief, worin er ihn bat, sich des verunglimpften Papstthumes anzunehmen. Von Zwinglis friedliebendem Charakter hoffte er alles. Aber vergebens! Zwinglis Absichten waren rein, ohne irgend einen Eigennutz, und überdies war er kein Neuling in den Geheimnissen der päpstlichen Politik, mithin blieb er nicht nur unerschüttert und vest, sondern er wurde auch muthiger.

Offen und frey, wie es dem Manne geziemt, verlangte er eine öffentliche Unterredung im Beysein eines bischöflichen Anwal-

des, und Gelehrter, wie Ungelehrter. Schon oben ist einer solchen Disputation Erwähnung geschehen. Sie lagen ganz in dem Geiste der Zeit. Kirchenversammlungen zu halten, schien jetzt, bey den reifern Einsichten der Kirche selbst, den Päpsten gefährlich, weil sie doch befürchten mußten, daß dieser oder jener Schluß gefaßt werden möchte, der sie oder ihren Stuhl beeinträchtigte. Leichter war von ihnen die Erlaubniß einer öffentlichen Unterredung zu erhalten, weil sie dazu selbst die gewandtesten Verfechter ihres Interesse wählen konnten, und, im Fall diese unterliegen sollten, das Resultat der Disputationen weder so allgemein bekannt, noch so kräftig werden konnte, daß es nicht immer noch Ausflüchte gegeben hätte.

Diesen Grundsätzen gemäß erhielt auch Zwingli, was er gesucht hatte. Es schien ihm nöthig, bey dieser Unterredung etwas zu haben, worauf er fußen könnte. In die-

ser

ser Rücksicht schrieb er seine sieben und sechzig Artikel, worin er seine ganze Lehre mit allen ihren schriftmäßigen Beweisen aufstellte. Die Versammlung war zahlreich; es erschienen am 29. Jan. 1523 auf dem Rathhause ein Legat des Bischofs, der Hofmeister Franz von Amweil, der Kanzler und Vikar des Bischofs, Johann Faber, und noch überdies auf sechshundert vornehme Personen. Bürgermeister Roust eröffnete nach dem Herkommen dies Gespräch mit einer Rede. So gewiß es auch scheinen mochte, daß hier alles zur Sprache kommen würde, so suchte doch Faber durch mehrere Ausflüchte und Winkelzüge diese Hoffnung zu vernichten. Er schlug vor, es werde besser seyn, die Entscheidung dieser Streitigkeiten einer Kirchenversammlung zu überlassen. Zwingli hingegen zeigte aus der Geschichte seiner Zeit, wie wenig man diesem Versprechen und Vertrösten auf eine Kirchenversammlung trauen dürfe, wie zögernd und

saumselig man bey ihrer Ausschreibung verfahre. Da die Päpstler sich auf dieser List überrascht sahen, so suchten sie wenigstens dadurch die gegenwärtige Unterhandlung zu erschweren, daß keiner von ihnen gegen Zwingli auftrat. Doch Zwingli ließ sich dadurch nicht irren, und fieng an, über die beyden hauptsächlichsten Streitfragen, über die Fürbitte der Heiligen, und das vorgebliche Sakrament der Messe, zu sprechen, und ihren Ungrund aus der Schrift darzuthun. Der Erfolg war für Faber und seine Anhänger, die nun auch im Fortgange des Streits laut, und lauter wurden, so gewiß nachtheilig, als Faber die ganze Sache nur nach den willkührlichen Satzungen der Kirche vertheidigte. Es war eine ehrenvolle Aufforderung, die der Rath an Zwingli ergehen ließ und mit ihm an alle Prediger, auch ferner die Sache der Wahrheit zu vertheidigen, ohne sich irren zu lassen; es war so gerecht, als klug, ihn

und alle vor Verketzerungen zu warnen, die der guten Sache nur Eintrag thun mußten. Fabers ganzes Betragen bey dieser Verhandlung war so unmännlich, seine Einwürfe gegen Zwingli so abgeschmackt und unzulänglich, daß es nicht aus einem satyrischen Kopfe einen Funken hätte schlagen sollen. Wie lächerlich war es nicht, daß Er, dem Zwingli die größte Unwissenheit greiflich nachweisen konnte, mit der Miene des Gelehrten eine Erweiterung der Artikel von Zwingli forderte! Wie beschämt mußte er dastehen, als Zwingli sie wirklich lieferte!

Von Männern aber, wie sie Zürch damals aufzeigen konnte, ließ sich überhaupt etwas erwarten, was der Aufforderung des Raths würdig war. Hans Schmid war Kapellan beym großen Münster, Felix Frey Propst, Leo Jud Pfarrer zu St. Peter, Heinrich Brämwald Propst zu Embrach, Engelhart Doktor und Pfarrer am Frauenmün-

ster.

ster. Hier, unter solchen Umgebungen, ließ es sich erwarten, daß ein Wilhelm Raubli von Rotenburg zu Witikon so frey gegen Misbräuche predigen würde, daß er bey einem öffentlichen Prachtaufzug statt einer abgöttisch verehrten Hostie eine Bibel, als das allgemeine Zeichen aller Christen, vorhertragen würde. Hier war keine Misbilligung zu befürchten, und wenn schon die Sache selbst ihren Beglaubigungsschein bey sich führte, so mußte das Ansehen des Raths ihr vollends den Ausschlag geben. Der Wille des Raths traf hier ganz mit den Bedürfnissen der Zeit, und mit dem Streben denkender Männer zusammen. Uiberhaupt ging die Reformazion in der Schweiz einen sichern, freyen Gang, der sich aus dem bildsamen Charakter dieses Volks erklären läßt, das mit der innigsten Anhänglichkeit an sein Land, den Liebling der Natur, die warme Vaterlandsliebe verband, welche ein Land

verdiente, wo Freyheit im Denken und Wirken, dieses schöne Vorrecht der Menschheit, ungehindert sich aufschwingen konnte.

Sechstes Kapitel.

Bey diesen raschen Fortschritten konnte es Zwingeln wohl nicht so verargt werden, als es Melanchthon seinem Freund Luther verargte, zu heurathen. Zwingli war bereits vierzig Jahr alt, und es lag in seiner heitern Geselligkeit, auch die Freuden der Ehe geniessen zu wollen. Seine Wahl fiel am 2. April 1524 auf Anna Reinhard, eine Wittwe, und Mutter von drey Kindern. So untadelich und klug auch diese Wahl seyn mochte, so wußte doch die Verleumdung, die Zwinglin als Lehrer nichts anhaben konnte, sie übel zu deuten, und die Heurath, als ein Finanzprojekt

Zwinglis, überall anzugeben. Man wußte, daß Zwinglis Einkünfte eben nicht ergiebig waren, er selbst gestand auch, daß sechzig Goldstücken eine Summe für ihn wären, die er nie hätte erübrigen können, wenn nicht seine Vorgesetzten ihn unterstützt hätten. Was war also leichter wahrscheinlich zu machen, und zu bestättigen, als die Behauptung, daß er sein Weib blos gewählt habe ihres Reichthums wegen? Freylich berechtigte auch dies nicht einmal zu einem Tadel; wer konnte es dem Manne verargen, daß er gemächlicher zu leben suchte? Darum fügte man hinzu, die Ursache sey in seiner Habsucht zu suchen. Allein zum Glück konnte der edle Mann auch hier auftreten, und die Nichtigkeit dieser Verleumdung dadurch hinlänglich widerlegen, daß er schrieb: man macht ein Aufhebens von meines Weibes Reichthum; und doch, wenn man ihre Kleider, und die übrige Gerathe wegrechnete, würde man finden, daß sie nicht über vierhundert

Goldstücken im Vermögen hat. Er zeugte drey Kinder, wovon der eine Sohn, Wilhelm, in Strasburg starb, der andere, Ulrich, Archidiakonus am großen Münster wurde, und die einzige Tochter, Regula, ihm den gelehrten und braven Gualther zum Eidam schenkte, welchem wir auch eine Ausgabe sämmtlicher Schriften Zwinglis verdanken.

Wir haben schon oben bemerkt, daß Zwingli durch sein musterhaftes Leben, durch seinen Eifer für Wahrheit sich so in Ansehen gesetzt hatte, daß man ihm als Lehrer und Prediger gewiß keinen Vorwurf machen konnte. Desto mehr Lügen aber verbreiteten Unwürdige von ihm, desto mehr suchten sie ihn bey seiner Gemeine herabzusetzen durch Erdichtungen, die Zwingli nur hören durfte, um sie zu widerlegen. So verklagte man ihn um diese Zeit zu Baden, weil er in einer Rede gesagt hatte, die Eidgenossen verkauften Christenblut, und

äßen Christenfleisch. Er vertheidigte sich sogleich, und erwies, daß dies bildliche Ausdrücke wären, wodurch er besonders diejenigen, welche Pensionen genossen, erinnern wollte an den Verrath, so sie dadurch an ihren Mitbürgern, ihrer Freyheit, und wohl auch ihrem Leben begingen. Uibrigens hatte auch Zwingli jederzeit die bescheidene und sanfte Vorsicht gebraucht, bey jeder Rüge den Vorwurfsfreyen auszunehmen. Seine gewöhnliche Formel war dann: frommer Mann! nimm dichs nit an! Er siegte auch jetzt.

Immer vester wurden seine Bemühungen, und umfassender, und tiefer eingreifend. Seine Zuhörer waren an Denkkraft schon so weit gediehen, daß sie allein ihren Weg gehen konnten, was sich bey mehrern Gelegenheiten zeigte. Der erste Schritt zur Verbesserung aller klösterlichen Verfassungen war, wie wir gesehen, bereits gethan. Jetzt fühlten Mutter-

terherzen immer lebhafter, daß ihre Töchter, wenn sie zum Klosterleben bestimmt würden, oder schon wären, ganz ihren Zweck verfehlten, und nahmen daher namentlich aus dem Kloster Oetenbach ihre Töchter zurück. Man war so billig, alles, was sie bey ihrem Eintritt mit sich gebracht hatten, ohne Widerrede verabfolgen zu lassen. Da nun die Zahl der Klosterfrauen sich verminderte, so wurde diesen wenigen theils die Erlaubniß gegeben, sich zu verheurathen, theils befohlen, daß sie die öffentlichen Reden der Reformatoren besuchten, und zwar ohne Ordenskleider besuchten. Ein kleiner, vielleicht nicht ganz übelberechneter Versuch, sie auch von diesem Ausserwesentlichen zu entwöhnen! Dies geschah auch wirklich, und so wurde auf den Staat, wie auf die Gemüther Einzelner glücklich gewirkt. Um eben diese Zeit wurde auch der Einweihungsgebrauch der Christen, die Taufe, mehr nach seiner ursprünglichen Einfachheit gefeyert. Das läppische Absingen

latei-

lateinischer Gebete, und andere abergläubische Gebräuche dabey wurden abgeschafft.

Die Menge kann leicht Ungebundenheit mit Freyheit verwechseln, und hieraus läßt sich wohl erklären, daß vier und zwanzig Chorherren, sechs und dreyßig Kapläne, ein Leutpriester und Helfer sich beklagen konnten über eigenmächtige Entziehung des Zehenten. Sie erwiesen auch wirklich ihre Beschwerde, wie ihr Recht, und man bestättigte ihre Forderung; aber eine Bedingung würde ihnen bey dieser Gewährung ihres herkömmlichen Rechtes vorgeschrieben, nämlich in ihren Gemeinen und Sprengeln auf Abschaffung der herrschenden Misbräuche zu sehen. Dieser Rath war nicht fruchtlos. Das ärgerliche Bezahlen für Sakramente, wie Taufe, Beichte, wie für das Begräbniß, wurde aufgehoben. Da dieses die Einkünfte der Geistlichkeit freylich schmälerte, und man überhaupt einsah, daß so mancher

in diesem Stande überflüssig war, so mancher in einer andern Stelle seinen Brüdern nützlicher werden könnte, so behielt man nur so viel davon übrig, als man nöthig zu haben glaubte, um die öffentliche Gottesverehrung in allen ihren Theilen aufrecht erhalten zu können. Die Stiftsherren, die meistens aus Greisen bestanden, ließ man, um ihr Alter nicht zu kränken, bey ihren Einkünften absterben. Die übrigen wurden zu bürgerlichen Aemtern befördert, und ihre Einkünfte für milde Zwecke verwendet. So wurde eine Schule errichtet, an welcher die gelehrtesten Männer als Lehrer standen; auch die schon beförderten Lehrer an andern Schulen wurden besser besoldet. Was von den Zehenten und Zinsen übrig blieb, wurde den Armen gegeben. Die hoffnungsvollesten Jünglinge wurden für die Zürcher Kirche gezogen. Diese Einrichtung, diese Einziehung mancher geistlichen Aemter war so vortheilhaft für den

Staat und die Religion, wurde mit so vieler Schonung vollzogen, und trug so ganz das Gepräge der Uneigennützigkeit an der Stirn, und — dennoch mußte sie Zwingli späterhin entgelten. Es war gewiß ein großer Vortheil für den Staat, daß ihm so manche Kraft, die im Mönchsstande verborgen lag, vielleicht ungenützt sich in sich selbst verzehrte, zinsbar gemacht wurde. Denn unleugbar waren die Geschäfte, wie sie nun damals betrieben wurden, fast nichts als ein Zirkel von Beschäftigungen, aus dem Geist und Herz ausgeschlossen blieb. Nur selten wurde die übrige Zeit für eigne Bildung angewendet, und wurde sie es ja, so war der Druck der Kirche umher so groß, die Verketzerungssucht der Glaubensgenossen so eifrig, daß oft schon die Neuheit und Ungewöhnlichkeit gegen manches Unternehmen, manchen Schritt entschied, und ihre Folgen für das Reich der Gelehrsamkeit und Sittlichkeit hemmte, oder vernichtete.

Ein ziemlich ernsthafter Streit entstand jetzt über das Meßopfer, und den Bilderdienst, weil sich hier der Lucerner Kanton mit einmischte, der vest an seinem katholischen herkömmlichen Lehrbegriff hielt, und die Neuerungen der Zürcher für Ketzereyen hielt. Es wird sich im Verlaufe der Erzählung zeigen, wie nachtheilig diese Zwietracht war, und welche traurige Folgen sie hatte. So richtig und gründlich auch Zwingli in einer eignen Schrift erweisen mochte, daß die Messe nichts sey als ein im Fortgange der Zeit durch Aberglauben und Priestereigennutz ausgeartetes in ein unstatthaftes Opfer verwandeltes Abendmahl, so laut auch Ludwig Hetzer, Kaplan zu Wadenschweil, sagen mochte, der Bilderdienst sey Abgötterey, die schon Moses verworfen habe, dessen Religionsbegriffe noch lange nicht zu der Reinheit der christlichen sich erhoben hätten, so wurde doch die Uiberzeugung von der Wahrheit dieser Behauptungen nicht allgemein,

mein, und veranlaßte eine Störung, die dem milden Geiste der Religion, in deren Namen sie veranlaßt wurde, völlig zuwider war.

Siebentes Kapitel.

Zwingli hatte freylich zunächst in seiner Gemeine empfänglichere Herzen getroffen, in denen der Saame seiner Lehren kräftiger emporschoß. Es widersprach wenigstens seiner Lehre nicht, wenn es auch nicht eben sein Gebot war, daß der Schuster Nikolaus Hottinger mit einigen andern Bürgern zu Stadelhofen ein Kreuz ausgrub und umstürzte. Der Pöbel, der über diese freveliche Verletzung eines vermeynten Heiligthums entrüstet war, bemächtigte sich sogleich der Thäter, und klagte sie an. Konnte Zwingli, konnten seine Amtsbrüder,

der, die fast Ein Geist belebte, diese Unternehmung jener Bürger misbilligen, die grade aus der Uiberzeugung von dem, was sie gelehrt hatten, hervorging? Sie vertheidigten die Gefangenen, denen nichts, als höchstens die Raschheit des Schrittes, vorgeworfen werden konnte, und auch diese nicht einmal, wenn die ganze Streitigkeit nicht in das Gebiete der Klugheit übergetragen, und einzig darnach entschieden werden sollte, was denn freylich sehr einseitig gewesen seyn würde. Die Gegenparten gab sich doch nicht, und behielt die Gefangenen in gefänglicher Haft.

Da nun die Sache einmal so laut zur Sprache gekommen war, so wurde, um sie für immer zu entscheiden, am 26. Weinmonats 1523 ein Religionsgespräch vestgesetzt, dessen Vorsitzer Joachim von Watt, Bürgermeister zu St. Gallen, D. Sebastian Hofmeister von Schafhausen, und D. Christian Schappel waren. Zwingli und Leo Jud führten in dieser

Versammlung, die aus neunhundert Personen bestand, die Sache der Gefangenen, erklärten den Bilderdienst öffentlich für einen abergläubischen Gebrauch, der von der wahren Verehrung Gottes durch Rechtthun nothwendig abführen müsse. Auch diesmal siegte die so männlich vertheidigte Wahrheit; die Gefangenen erhielten ihre Freyheit, und der Bilderdienst wurde verworfen und untersagt.

Dieser so glückliche Ausschlag des Gesprächs über diesen Punkt lockte die schönsten Hoffnungen aus jeder Brust. Demnach wurde am folgenden Tage über die Messe gesprochen. Auch hier zeigte Zwingli, wie wenig dieser Misbrauch oder vielmehr wie gar nichts er für sich habe. Sey es nun aber, daß man ihm von Seiten der Gegner schon zuvorgekommen war, oder daß man behutsamer und langsamer um der Schwachen willen gehen wollte, oder überhaupt Unruhen fürchtete, die Messe wurde nicht abgeschafft. Was noch mehr, Hottinger,

der Anführer jener Bilderstürmer, wurde, trotz dem ersten Schlusse, verwiesen, fiel in die Hände der Lucerner, und diese löschten ihren religiösen Haß in seinem Blute; er wurde hingerichtet. Wie entehrend war dies! Welche Blödsichtigkeit, welchen Stumpfsinn setzte es voraus! Aber wie viel tadelhafter wird es, wie verwerflicher, wenn die Vermuthung sich bestättigen sollte, daß theils Rachsucht, theils Fanatismus des Standes, dem man eine grössere Bildung, eine unbefangnere Ansicht zugetraut haben sollte, zum Grunde lag! Und sie scheint sich in der That zu bestättigen, diese Vermuthung, wenn man das Betragen des Lucerner Kantons überhaupt betrachtet, wenn man überlegt, daß Zwingli, der doch gewiß wohl überlegt hatte, aus allem Vorgefallnen den Entschluß aufgriff, eine Anweisung für Pfarrer und Religionslehrer zu schreiben. Sie erschien, diese Anweisung, unter dem Titel: Pastor, war in einem guten Styl abgefaßt,

faßt, legte die Pflichten jedes Lehrers ungekünstelt dar, wie sie aus dem Geiste der Religion, der Zeitbedürfnisse, und dem Beyspiele des Stifters der christlichen Religion herflossen. Der zweyte Theil des Werks war ganz gegen die Bischöfe gerichtet, und schilderte sie nicht zum vortheilhaftesten. Die Päpstler, liest man unter andern, vertheidigen und behaupten ihren Vorrang so hochmüthig, daß es kein türkischer Fürst weibischer und thörichter thun könnte. Kein Nero, kein Ahas ist grausamer, als sie. Um ihrem Hochmuth und ihren Anforderungen genug zu thun, erdichten sie auf den Namen des heiligen Petrus und des Kaisers Konstantin Lügen; den einen machen sie zu Christi Stellvertreter, dessen Nachfolger sie zu seyn prahlen, der andere soll ihnen geschenkt haben, was ihre Anmassung zum römischen Reiche rechnet. Das sind Lügen heller als Sonnenlicht. Nun drücken sie die Armen, nennen sich Bischöfe, Prediger,

Diener

Diener am Worte, leisten aber nichts, sind zum Aergerniß des Volks Müssiggänger, veranlassen Kriege, wuchern, betrügen, verrathen, fallen ab, sind Jungfernschänder. Wer, o wer vermöchte dies zu ertragen?

Einige vortheilhafte Folgen mußte diese Schrift wohl haben. Zunächst mochten die Kapläne und Helfer sich wohl überzeugt haben, daß Messelesen kein wesentlicher, wohl gar ein entbehrlicher Theil ihres Amtes wäre. Sie kamen daher bey dem Rathe mit der Erklärung ein, fortan keine Messe zu lesen. Der Rath widersetzte sich auch in geringsten nicht, nur gebot er, um der Schwachen willen, alles mit Anstand zu thun, und ohne gewaltsame Unruhen zu veranlassen. Vielleicht stimmte diese Schonung nicht mit der Uiberzeugung jener Männer überein, vielleicht schien ihnen Schwäche, was der Rath nur für Duldung hielt. Ob, und in wiefern diese Gedankenreihe Einfluß gehabt auf die Handlungen

jener Männer, läßt sich nicht bestimmen. Aber sie fanden ihre Gegner.

Einige Chorherren nämlich und Priester sprachen laut für die Messe, und wollten sie durchaus gehalten wissen. Es ward ihnen erlaubt, all' ihre Beschwerden am 28. Christmonats 1523 anzubringen. Sie thaten es, und erboten sich noch überdies, den Grund und die Rechtmäßigkeit ihrer Forderungen gegen Zwingli darzuthun. Auch dies wurde ihnen zugestanden. Der 13. und 14. Januars 1524 waren die dazu bestimmten Tage, und der Erfolg ließ sich leicht berechnen. Zwingli hatte, und behielt Recht; die Messe wurde nicht geboten, den Chorherrn aber durchaus jede Aeusserung ihrer Unzufriedenheit mit den gemachten Verordnungen verboten.

Es ist bereits erwähnt worden, daß der Lucerner Kanton dem Züricher an wahrer Bildung weit nachstand, und mithin hielt er nicht nur selbst vest an seinem katholischen Glauben,

sondern

sondern wollte ihn auch den Zürchern aufdringen. Mit Gewalt sollte die aufstrebende Wahrheit unterdrückt, mit Gewalt ein herz- und geistloses Etwas, das man Religion nennte, und dessen Unzulänglichkeit eben überschwenglich gefühlt worden war, aufrecht gehalten werden. Es wurde am 26. desselben Monats in Rücksicht auf diese unternommenen Religionsveränderungen gemeinschaftlich beschlossen, den Gottesdienst unverändert beyzubehalten, und Zwinglis Lehre nirgends zuzulassen. Einige Gesandten mußten dem Rathe melden, wie sehr ihnen alles Vorgegangne misfalle. Die Zürcher blieben zwar vest, und vertheidigten sich; aber dem Bischof zu Kostanz, bey dem es nun endlich so weit gekommen war, daß er mit Menschensatzungen spielte, wenn er über Religion verhandeln sollte, und den Baslern war diese Gesinnung der Lucerner, die ganz in ihr Interesse eingriff, höchst willkommen. Sie unterhielten

und verstärkten sie. Ja der Bischof hatte sogar die Unverschämtheit, eine Vertheidigung der Messe, und des Bilderdienstes, mithin grade der streitigsten, aber gehörig erörterten Punkte, nach Zürch zu senden. Diese Vertheidigung wurde gelesen, geprüft und in einer Schrift beantwortet, die den Titel führt: Antworten, so ein Burgermeister, Rath und der groß Rath, die man nennt die zweyhundert der Stadt Zürch, ihren getreuen lieben Eidgenossen der eilf Orten über etlich Artikel, ihnen Inhalt einer Instruction fürgehalten, geben habent: und beschehen ist auf den 21. Mart. 1524. Es blieb in Zürch beym Alten, oder bey den einmal getroffenen Neuerungen. Persönlicher Haß gegen Zwingli hatte gewiß den meisten Theil an der ganzen Sache. Verleumdungen und Schmähungen waren sein Loos.

Aber trotz allen diesen Verunglimpfungen ging er muthig seinen Weg. Er, Engelhart, und Leo Jud, seine Amtsgenossen, verlangten

eine Aenderung im Betreff der Processionen. Auch diese Gaukelspiele, so die Geistlichkeit den Sinnen des Pöbels vorspiegelte, mußten vor dem einfachen Bilde der Religion schwinden. So zog man zu Pfingsten in heiligem Dumpfsinn nach Einsiedeln, indeß Zwingli und andere gar wohl einsahen, daß eine Predigt und ein Gebet weit erhebender und erbaulicher seyn müßten. Dieser Aufzug wurde zuvörderst unterlassen. Auch das Frohnleichnamsfest wurde nicht gefeyert, statt dessen aber am Donnerstag früh eine zweckmäßige Predigt gehalten. Alle jene thörichten Gebräuche, die entweder aus heissen, sich selbst aber nicht klaren Köpfen entsprungen waren, und den Eindruck des öffentlichen Gottesdienstes erhöhen sollten, oder auch aus dem eigennützigen Plane, allem, was Religion hieß, ein geheimnißvolles Ansehen zu geben, um den Beförderern und Aufrechthaltern derselben desto mehr Achtung zu verschaffen, alle diese Gebräuche wurden abgeschafft. Warum, dach-

te Zwingli und seine Amtsgenossen, Gott Gebete vorsingen, und vororgeln, wenn stille Erhebung des Herzens schon zu ihm empordringt? wozu dies Grab- und Wettergeläute, das doch ohnehin nur eine falsche Ansicht von Naturkräften veranlassen muß? wozu die Todtenopfer, die auf irrigen Begriffen von dem Zustande der Menschen nach dem Tode beruhen? wozu das Beichtgeld, dieser mittelbar für Sündenvergebung abgetragene Kaufpfennig? Wozu das Weihwasser, wenn deine Gesinnung dich zum Christen weihet? die Kerzen, wenn deine stille Andacht im reinen Himmel des Herzens flammet? das Rauchwerk, wenn deine Begeisterung für Sittlichkeit und Religion aufbrauset, und in lichten Strahlen emporschießt? Durch alle diese Dinge wird die ganze ernste, erbauliche Beschäftigung mit Religion in ein betäubendes Possenspiel verwandelt. Mithin wurden alle diese Dinge abgeschafft.

Noch war in einer Hauptangelegenheit, im

Betreff des Meßopfers, nichts vestgesetzt, so wenig als über den Bilderdienst; die Pfarrer selbst drangen auf ein Endurtheil. Aber welche unbekannte Nebenabsicht mochte doch der Rath jetzt grade haben, daß er, nach so vielen vorangegangenen nicht minder wichtigen Verordnungen, so anscheinend bedächtig und langsam zu Werke ging? Trotz einer gehaltenen Versammlung kam doch immer kein bestimmter Spruch zum Vorscheine. Es wurde nur nachgesehen, nicht befohlen, die Messe abzuschaffen, und dafür eine Predigt zu halten, nur erlaubt, aber nicht zum Gesetz gemacht, die Bilder wegzunehmen. Man könnte diese Vermuthung vester dadurch begründen, wenn man nach dem Tode beyder Burgermeister unter der Regierung von Walder und Roust die ganze Sache eine entschiedenere Richtung nehmen sieht. Denn jetzt wurden alle Bilder auf einmal weggeschafft, und in einer Kapelle verwahrt; und dies geschah nicht nur in der Hauptstadt,

son-

sondern im ganzen Kanton. Uiber verhältnißmäßig wichtigere und geräuschvollere Verbesserungen war man leichter einig geworden, als über diese. Wirkte vielleicht nicht der Lucerner Kanton zu sehr auf diese Verhandlungen ein?

Achtes Kapitel.

Wenn der Mensch einmal einen Grad der Unabhängigkeit erstiegen hat, so liegt es schon in seinen Wesen, dabey nicht stehen zu bleiben, sondern vorwärts zu dringen auf einen höhern Punkt, je nachdem seine übrige Ausbildung ihn dazu berechtigt, oder auffordert. Durch Zwinglis Lehren war das Gefühl für Freyheit, wenigstens von herkömmlichen lästigen Gebräuchen, in den Herzen der Klösterbrüder lebendiger geworden. Ein Schritt, wie ihn Katharina

von Zimbern that, war für den Beobachter nicht so befremdend.

Diese Katharina, Tochter des Freyherrn Wernhers, Herrn zu Meßkirch und Wildenstein, war bis dahin Aebtissin am Frauenmünster gewesen. Freywillig legte sie auf einmal am Andreastage ihre Würde in die Hände der Bürgermeister und des Raths, mit völliger Verzichtleistung auf alle Vorrechte, Zinsen, Zehenten, Renten und so weiter, mit der Erklärung, daß sie dies alles zu Frommen den Armen verwendet sehen wolle. Ein Auftrag dieser Art war dem Rathe willkommen. Denn außer dem eigenen Vortheile des Münzrechts hatte er auch die Freude, funfzehn Jünglingen mit einem Aufseher Besoldung und Unterhalt zu geben. Ob nicht auch die Liebe an Katharinens Betragen Antheil hatte, ist ungewiß. Sie verehelichte sich mit Eberhard von Rischach. Die Reinheit der Gesinnung wird freylich nicht durch die Folge einer Handlung

bestimmt, aber es ist immer ein Glück, und ein Beweis von moralischem Sinn, wenn Neigungen so wirken.

Dies freywillige Zurücktreten Katharinens aus ihrem Kreise, die daher entstandene Abschaffung und Einziehung des Klosters machte schon kühner. Jetzt schien es der Zeitpunkt zu seyn, frey und ganz rücksichtslos zu handeln. Man zog den Bettelmönchsorden ein. Jünglinge, und rüstige Männer wurden entweder zu einem Handwerke, oder nach Maaßgabe der Umstände zu Erlernung der Wissenschaften bestimmt. Hülflose Alte, deren Kopf zum Lernen zu zähe, deren Körper für Handarbeiten zu schwach war, erhielten die Vergünstigung ihrer Pfründen bis an den Tod. Man denke sich eine Menge Menschen, die außer ihrem Dienste, der in nichts als einer Kenntniß verschiedener hergebrachter Ceremonien beym Gottesdienst bestand, nichts wußten, für kein bürgerliches Geschäft erzogen

waren,

waren, auf einmal aus dieser Trägheit, oder aus ihrer Ruhe gerissen werden mußten, und man wird die Einrichtung, die der Rath traf, so menschlich als klug finden.

Eben so ging es mit den übrigen Klöstern. Das Augustinerkloster wurde eine Armenküche, das Barfüßer ein Almosenspeicher, das Predigerkloster ein Krankenspital und milde Herberge für Fremde. Die Einkünfte der Lehngüter, welche den Klöstern gehörten, wurden von einem dazu ausdrücklich bestimmten Amtmanne eingenommen und berechnet. Oetenbach und Soldnau wurden in ein Lazaret und Waisenhaus umgestaltet. Da alle diese Einrichtungen besonders zum Nutzen der Armen dienten, so schien ein Almosenamt ein Bedürfniß zu seyn, und dies wurde am 15. Januars 1525 errichtet. Dies Amt zu unterhalten, wurden fünf Chorherrnhöfe verkauft; dazu die Einkünfte von erledigten Kaplaneyen, Brüderschaften, und endlich die Spenden bestimmt.

stimmt. So war denn endlich auch eine Grundlage da, und was bisher nur eine dem Staate unnütze Classe gemästet hatte, diente zur Unterstützung armer nützlicher Glieder. Der Rath erhielt nun auch das Recht, in Ehesachen zu entscheiden, was sich bisher die Geistlichkeit allein vorbehalten hatte.

Alle diese Veränderungen, die so ganz Zwinglis Geist athmeten, durch ihn unmittelbar und mittelbar bewirkt worden waren, waren zunächst den Päpstlern und ihren Anhängern nachtheilig, und die Verleumdung spie all ihr Gift auf den Mann aus, der es für sein einziges Geschäft hielt, die Religion in ihrer ganzen Lauterkeit und Reinheit zu verbreiten, der muthig sich jeder Einrichtung widersetzte, die diesen Beglaubigungsschein nicht an der Stirne führte. Er ertrug es vest, daß man ihn einen Verächter der Maria schalt, ihn für einen Ehebrecher und ungezogenen Nachtschwärmer ausgab. Ihm blieb es überlassen,

zu seiner Zeit seine Ehre gegen diese Verunglimpfungen zu rechtfertigen. Seine Zürcher aber rechtfertigten ihre neuerlich unternommene Reformazion gegen jedermann. Zwingli selbst kämpfte unverdrossen gegen Irrthum, Aberglauben und Sittenverderbniß. Umsonst versuchte Valentin Kompar mehrere seiner Lehrpunkte zu bestreiten, und persönliche Ausfälle auf ihn zu thun. Er überführte ihn von seinem Irrthum, bewies alles aus der Schrift, erzählte aufrichtig und wahr, wie mäßig und vorsichtig er sich bey der ganzen Kirchenverbesserung betragen, wie er von Reinigung der Begriffe bey seinen Zuhörern ausgegangen, und so alle Veränderungen bewirkt habe, deren segenschwere Folgen man erst von der Zukunft erwarten dürfe.

Doch Valentin Kompar war nicht sein einziger Gegner; auch Fridolin Lindauer, Pfarrer zu Bremgarten, und Hieronymus Emser, Professor zu Leipzig, zeigten sich als heftige

Vertheidiger vorzüglich der Messe. Zwingli widerlegte sie; vorzüglich heftig wurde er gegen den letztern, dessen Unwissenheit und Befangenheit er in all ihrer Blöße hinstellte, mit all ihren Tücken entlarvte. Bey diesen immer regen Streitigkeiten über Religion und Irreligion machte sich Zwingli an ein größeres Werk, worin diese Begriffe gehörig gesichtet und bestimmt wurden. Er widmete es Franz dem ersten, Könige von Frankreich.

Hartnäckiger wurde folgender Streit. Schon um das Jahr 1524 hatte der unglückliche Bodenstein von Karlstadt, dieser beständige Gegner Luthers, der gegen ihn gepredigt, und seine freylich etwas schwärmerisch betriebenen Neuerungen, besonders seinen Bildersturm, mit den Bauernunruhen in Zwickau und Altstädt verglichen hatte, Luthern auf einen offnen Kampfplatz zu ziehen gesucht. Die streitige Lehre vom Sakrament des Abendmahls kam ihm trefflich zu Statten. Er sagte Luthern

frey

frey heraus, daß er ganz anders über diesen Punkt und weit richtiger lehre; er sey bereit, dies öffentlich zu erweisen. Luther zog heftig einen Goldgulden hervor; Karlstadt nahm ihn auf, als einen ihm zugeworfenen Fehdebrief. Da nun Karlstadt ohne Erlaubniß Wittenberg verlassen hatte, und nach Orlamünde gegangen war, so ließ ihm Churfürst Friedrich sein ganzes Gebiete untersagen. Dies reizte seinen Zorn nur noch mehr gegen Luther, der ihn, wie er selbst sagte, unverhört und unüberwunden vertrieben hatte, und nun erschien seine Schrift von dem widerchristlichen Misbrauch des Herrn Brots und Kelchs, worin er die leibliche Gegenwart des Leibes und Blutes Jesu im Abendmahl bestritt, und leugnete, daß der Genuß des Sakraments schon an und für sich Sündenvergebung bewirke. Nur durch den Glauben an den Tod Jesu sey Sündenvergebung möglich, und mithin sey die leibliche Gegenwart im Abendmahl zwecklos.

Noch

Noch hatte er aber die Einsetzungsworte nicht erklärt. Dies that er erst in einer andern Schrift: die Auslegung der Worte: das ist mein Leib, die im Jahre 1525 erschien. So schlecht auch seine Beweise waren, so leicht, ungezwungen und annehmbar schien doch die Erklärung. Christus habe, so stellte er die ganze Sache vor, seinen Jüngern Brot und Wein ertheilt; hierauf habe er auf sich gedeutet, und gesagt: das ist mein Leib, den er nun bald für sie dahin geben werde. Dieser That sollten sie eingedenk seyn, wie aller seiner Verdienste, die er sich um sie erworben, so oft sie in Zukunft dies Mahl feyern würden. Karlstadt bekam viele Anhänger; nur die Straßburgischen Gottesgelehrten widersetzten sich, verboten die Ausbreitung seiner Schriften, die Luther mit Hohn abgefertigt hatte, und erklärten die Frage für gleichgültig, ungeachtet sie sich Luthers Belehrung erbaten, und ihn aufforderten, dagegen zu schreiben. Es ge-

schah,

schah, und zwar ganz Lutherisch, in der Schrift: wider die himmlischen Propheten, von den Bildern und Sakrament rc. Die ganze Schrift war zum Theil scharfsinnig, zum Theil aber auch unbefriedigend, und mit einer Hitze geschrieben, die den ganzen Streit verlängerte, und ihm den unseligen Ausgang gab, den wir in der Folge erfahren werden.

Zwingli hatte auch schon vor mehrern Jahren im Fortgange seiner Untersuchungen über die angeblichen Lehren des Christenthums an dem gewöhnlichen Lehrbegriff vom Abendmahl gezweifelt. Unbegreiflich war ihm nothwendig die Verwandlung des Weines und Brots, die einen Glaubensartikel ausmachten, gewesen. Wie konnte es auch anders seyn bey seinem feinen Sinne für Wahrheit jeder Art, den er in Rücksicht auf Schriftauslegung auch in dieser Streitigkeit unverkennbar zeigte? Aber noch hatte er seine Uiberzeugung nur wenigen mitgetheilt, ob gleich seine Zweifel auf diese wenigen

mächtig gewirkt hatten. Mit Vergnügen hatte er bereits gesehn, wie auch andre mit ihm hierin übereinkamen, und willkommen war ihm Karlstadts offene Fehde. Wie in Strasburg wurden auch vom Zürcher Rathe Karlstadts Schriften verboten. Zwingli eiferte öffentlich gegen dieses Verbot, weil Karlstadts Behauptung gar nicht schriftwidrig sey, rechtfertigte sich gegen den Rath und machte sich anheischig, jedem Rede zu stehn, der mit ihm über die leibliche Gegenwart streiten wollte, nur würde er sie auf eine andere, richtigere Art erwiesen leugnen.

Sogleich erklärte sich der Stadtschreiber Joachim am Grüt, der eben im Rathe saß, gegen ihn, und ungeachtet Zwingli sich gar wohl vertheidigte, wurde die Sache doch einen Tag aufgeschoben. Unter Zwinglis Hand gewann Karlstadts Sache eine andere, bessere vortheilhaftere Wendung. Das Wort ist war ihm nur so viel als b e d e u t e t, und allerdings

dings sprach viel, sehr viel für ihn. Da sich sein reger Geist den ganzen Tag über mit diesem Gegenstande beschäftigt hatte, so war folgender Traum, den man um so merkwürdiger fand, da ihn Zwingli selbst für seinen Zweck gebrauchte, sehr natürlich und erklärbar. Es erschien ihm nämlich eine fremde Person, die ihm einen neuen Beweisgrund für seine Erklärung an die Hand gab. Sogleich trat er früh auf, und führte den neugefundenen Beweis mit aller Bündigkeit. Wenn Zwingli, diese Erscheinung zu bezeichnen, unter andern hinzusetzte: ich weis nicht, ob sie schwarz oder weiß war, so dürfte er sich wohl schwerlich so viel dabey gedacht haben, als die Folgezeit hineingelegt hat. Da man damals grade noch Luthers Antwort auf Karlstadts Schreiben erwartete, so rückte er seine Erklärung in das Werk über Religion und Irreligion ein, und ließ einen schon etwas bekannten Brief an Albern, Prediger in Reutlingen,

drucken, worin er sich besonders auf den ganzen Zusammenhang des sechsten Kapitels Johannis stützte. Alles war mit einer Eilfertigkeit gegangen, so daß er noch Zusätze zu seiner Lehre vom Nachtmahl liefern mußte.

Wir werden weiter unten zu dieser Streitigkeit zurückkehren müssen, und fahren hier in der Erzählung der Reformazion in Zürch fort.

Neuntes Kapitel.

Wenn auch Zwinglis Vertheidigung eines richtigern Begriffs nichts weiter gewirkt hätte, so war doch die Abschaffung der Messe, an deren Statt nunmehr das Abendmahl in seiner erhabenen Ureinfalt gehalten wurde, Gewinnes genug, besonders da, wie wir gesehen, die Messe immer so hartnäckige Vertheidiger fand,

daß

daß der Rath noch immer nicht durchgedrungen war.

Auch jetzt fanden sich Gegner, die am Herkommen hingen, und mit dieser Neuerung ein Stück ihres freylich schon ohnedies stückweisen Glaubens verlohren zu haben wähnten. Von heiligem Eifer entbrannt, wollten sie sich von den Frevlern trennen, die so frech in ihre angeblichen Heiligthümer griffen. Sie wendeten sich an den Rath, und verlangten, daß man ihnen die Haltung eines besondern Gottesdienstes erlauben möchte. Eine so offenbare Trennung war schon des Beyspiels wegen, wie um der daraus entstehenden Unordnungen willen, nicht gut nachzusehen. Man schlug es ihnen also gänzlich ab, erklärte aber, daß es jedem frey stehe, in die Nachbarschaft zu gehn, und dort eine Messe zu hören, nur werde es für die Stadt bey der einmal gemachten Veränderung bleiben. Diese ging nun so weit' daß selbst die Altäre, als die nächsten Uiber-

reste jenes Aberglaubens umgestürzt wurden. Die Unzufriedenheit jener Menschen war sehr groß, und namentlich gingen zwey Bürger in ihrer heiligen Verblendung so weit, daß sie in der Nacht Zwinglis Haus mit Steinen bestürmten. Die Sache wurde ruchbar, und der eine rettete sich vor der Gerechtigkeit durch Schwimmen, der andere aber kam in Verhaft. Unterdessen war der Auflauf nicht von größern Folgen gewesen, man glaubte keine fernern Unternehmungen befürchten zu dürfen, und so ließ man ihn, vielleicht auf Zwinglis eigene Fürsprache, los.

Bey allen diesen Schmähungen und Verfolgungen muß man sich immer noch wundern, wie Zwingli so unermüdet für das Wohl seiner Gemeine arbeiten konnte, als sich aus der Menge von Schriften schließen läßt, die er um jene Zeit schrieb. Die Flüchtigkeit, womit sie meistentheils ausgearbeitet sind, ist gewiß unter diesen Umständen sehr verzeihlich, und

immer tragen sie doch den Stempel gesünderer, reinerer Begriffe, als man sie von jenen Zeiten erwarten konnte, immer sind sie mit einem Feuer des Geistes empfangen, das so anziehend ist, als es fesselt. Noch lebte er immer der Musik, weihte ihr manche Stunde; gern gestand er auch mit der liebenswürdigsten Offenheit seine Menschlichkeiten, seine Neigung für eine gutbesetzte Tafel, seinen Hang zur Hoffart; aber immer war und blieb er fern von den Lastern, welche ihm die Bosheit vorwarf. Wer müßte nicht schon um solcher Offenheit willen solche Fehler verzeihen?

Aus einem Streit wurde Zwingli in den andern verwickelt. Jeder nahm in kirchlichen Angelegenheiten seine Zuflucht zu ihm. So ereignete es sich jetzt, daß einige Bauern, in deren Herzen der Funke der Aufklärung auch gezündet hatte, und um so mehr jetzt aufschlug, da ihr Eigennutz mit ins Spiel kam, den Zehenten verweigerten, indem sie sich auf den Mis-

brauch

brauch desselben beriefen. Um die Sache zu entscheiden, ward eine öffentliche Streitunterredung angestellt. Am Grüt, den wir schon oben als Zwinglis Gegner auftreten sahen, und der vielleicht eben darum, weil ihn Zwingli besiegt hatte, nur noch heftiger wurde, stritt auch jetzt mit ihm, und behauptete die Rechtmäßigkeit des Zehnten aus dem alten Testamente. Zwinglis Uiberzeugung fiel nothwendig anders aus, indem er das Neue Testament zum Grunde legte. Hier fiel jede örtliche, den Priesterstand, den Christus ganz überging, betreffende Einrichtung, die überdies nur erzählt, keineswegs geboten wurde, weg. Der Erfolg der Unterredung war nicht völlig entscheidend; man gab auf beyden Seiten etwas nach, wie es denn freylich unter den damaligen Umständen von der einen Seite klug und von der andern nicht unbillig war.

Doch weit mehr, als alles dies, verbitterten Zwinglis Leben die Streitigkeiten mit den

Wie-

Wiedertäufern. Von Zwickau stürmte das Wetter heran, das auch in Zürch endlich losbrach. Sehr begreiflich war es, daß das Volk bey seinen immer ausgebreiteteren Veränderungen in kirchlichen Angelegenheiten eine Partey nahm, und die Sache derselben schwärmerisch vertheidigte. Zwey Tuchmacher, Nikolaus Storch, und Markus Thomä, zwey etwas gelehrtere Männer, Markus Stübner, und Martin Cellarius, besonders aber Thomas Münzer, alle, ergriffen vom Schwindelgeist der Neuerung, glaubten, daß nur durch sie das Reformazionswerk kräftiger und mit mehr Erfolg betrieben werden könnte, als es bisher geschehen. Mit einer geheimnißvollen Sprache, dem gewöhnlichen, oft unwillkührlichen und absichtslosen Antheil solcher befangener Köpfe, von Gott, Wahrheit, Wort, Licht, Geist, Heiligkeit, Fleisch, Begier, Dämon, und andern, mit einem scheinheiligen herablassenden Betragen, mit vorgeblichen Offenbarungen

täusch-

täuschten sie leicht die Sinne des Pöbels, und behaupteten, es sey unvernünftig, sey gegen die Lehre Christi, Kinder zu taufen, mithin seyen alle so getaufte für ungetauft anzusehen, und müssen sich in dem gehörigen Alter taufen lassen. In Wittenberg war bereits die Flamme so aufgelodert, daß nur Luthers fast unglaubliche Mäßigung, und äußerst kunstreiche Uiberredung sie auf einige Zeit dämpfen konnte, wiewohl sie nachher vom neuen und fürchterlicher empor schlug.

Auch in die Schweiz waren einige dieser unruhigen Köpfe gekommen, nachdem Luther ihre Unternehmungen in Wittenberg besonders etwas gehemmt hatte. Namentlich hatte Münzer den Prediger zu Waldshut, Balthasar Hubmeyer, auf seine Seite gebracht, und an ihm den hartnäckigsten Vertheidiger und Anhänger. Konrad Grebel, und Felix Manz stimmten ihnen völlig bey. Die ersten Anstifter ermahnten, wie Zwingli selbst erzählt, die Pre-

diger mehrmals, eine neue Kirche, das ist, eine Versammlung wahrer Christen und Gläubigen, zu stiften. Denn sie hatten sich eine Kirche gebildet, wie sie, nach Zwinglis Ausdruck, Christus im Himmel haben wird, eine fehlerfreye, makellose Kirche. Als aber die Prediger das tägliche Wachsthum ihrer Kirche an Lebensreinigkeit und Religionskenntniß wahrnahmen, waren sie nicht gesonnen, in eine Trennung zu willigen, wie sie zu seinem Zwecke nöthig schien. Nun trennten sich die gereizten, um ihre Hoffnungen betrogenen Empörer selbst, und es kostete Mühe, den Strom ihrer Wuth zu dämmen. Ihr erstes Mittel war fehlgeschlagen, sie versuchten ein andres. Die Kindertaufe, als eine ihrer eigenthümlichen Hauptlehre entgegen stehende, war der Platz, auf dem sie sich herumtrieben. Zwar befremdete anfangs das Feuer, womit sie diese dem Scheine nach unwichtige Sache betrieben; aber späterhin, als man einsah,

daß

daß grade um diese Angel sich ihr ganzes Unternehmen drehte, daß sie jedes eintretende Mitglied ihrer zu stiftenden Partey wieder taufen wollten, so ließ sich alles wohl erklären. Ihr Verlangen, eine öffentliche Unterredung über diesen Punkt zu halten, wurde am 16. Januars 1525 wirklich befriedigt. Sie wurden besiegt, und schon damals versprach der Zorn, der Unwille, den sie blicken ließen, mehrern Beobachtern nichts Gutes. Dies zusammengenommen mit der Thorheit, womit sie ihre Meynung und ihr Unternehmen vertheidigten, machte, daß man es für unschicklich, und für Zeitverlust hielt, sich weiter mit ihnen einzulassen. Eine Ermahnung zum Frieden, wobey ihnen zugleich vorgestellt wurde, wie unglücklich Zwietracht besonders der Lehrer und Vorsteher eine Gemeine mache, schien alles zu seyn, was für diese Zeit nöthig war. Einige Zeit glimmte der Funke unter der Asche, dann aber blies ihn der Zorn wieder zur Glut

an; die Empörer schweiften in dem Zürcher Gebiete umher, hatten wirklich schon einige Erwachsene getauft, Gemeinschaft der Güter eingeführt, und trieben ihren schwärmerischen Unsinn, der sie auch zu manchem Frevel verleitete, so weit, daß sie mit Weidenbastseilen durch die Gassen liefen, und Wehe über Zürch schrien.

Während aller dieser Unruhen verlangten Manz und Grebel, vielleicht weil sie von der Furcht, in welche sie gesetzt hatten, alles um so leichter zu erhalten glaubten, daß einige Chorherren abgesetzt, dafür aber zwey Professuren errichtet wurden, die sie, wie sich leicht erachten läßt, selbst bekleiden wollten. Zwingli stellte ihnen alle Schwierigkeiten vor, entweder weil sie wirklich vorhanden waren, oder um sie abzuhalten. Vergebens! Sie wütheten mit ihren Anhängern fort; sogar ein neues veranstaltetes Gespräch am 20. Märzes blieb fruchtlos.

Nun wurde die Sache ernster, als man geglaubt hatte, und der Rath griff zu ernstern Maaßregeln. Alle Sektirer wurden gefangen, die Fremden darunter verwiesen, die Einheimischen nur dann entlassen, wenn sie Besserung angelobten; ihre Hartnäckigkeit verlängerte nur ihre Gefängnißstrafe. Alle neugebohrne Kinder wurden durchaus getauft, selbst wenn die Aeltern es nicht wollten.

Zu erwarten war es freylich, daß dieser Widerstand die Schwärmer nur noch mehr aufreizte. Sie verwarfen das Ansehen der Obrigkeit, und versagten ihr den Gehorsam. Mehr als alles aber mislang ihnen jeder Versuch, ihre Hauptlehre aus Gründen zu vertheidigen. So deckte also Zwingli mit leichter Mühe die Unwissenheit eines unter ihnen auf, der die Kindertaufe für eine Erfindung des Papstes ausgegeben hatte. Weit mehr als diese ihre Vertheidigung wirkten ihre vorgeblichen Verhältnisse zur Gottheit auf die Sinne

der Menge, die gewöhnlich mehr an den Flittern hängt, womit die Einbildungskraft eine Sache verziert, als an der Sache selbst. War es zu verwundern, daß man ihnen zuströmte, als einige Gefangene zu St. Gallen eine zufällige gelungene List für ein Werk der Engel ausgaben, und von diesen gerettet worden zu seyn sich rühmten, indeß einige lockere Breter im Thurmgefängniß die Flucht erleichtert hatten?

Aus allen Orten liefen Klagen ein; alle bisher genommenen Maaßregeln hatten nicht die Wirkung gehabt, die man sich versprochen hatte, wenn es anders nicht Plan war, am eigenen Feuer dies unselige Gemisch zerfließen und verdünsten zu lassen. Man sah sich für jetzt gedrungen, ein drittes Religionsgespräch zu veranstalten. Es fiel auf den 6. Wintermonats. Drey Tage sprachen von Seiten der Wiedertäufer Manz und Grebel, von Seiten der Gegner Zwingli, Leo Jud, und Kaspar Grosmann. Die Folge des Gesprächs war ein

ein Mandat, wodurch die Kindertaufe anbefohlen wurde. Manz und Grebel, als die Häupter der Partey, wurden verhaftet, nur nach angelobter Besserung losgelassen, mit Androhung der härtesten Strafen, wenn sie fortfahren sollten, Uneinigkeit und Spaltungen in der Kirche zu veranlassen.

Vielleicht wäre nun alle Unruhe gestillt worden, hätte der Zufall nicht einen neuen heftigen Anhänger herbeygeführt, der schon oben genennt worden ist. Waldshut nämlich war um diese Zeit von den Oestreichern eingenommen worden. Alles floh, die Evangelischen sowohl, als die Wiedertäufer. Auch der Anführer der letztern, Prediger Hubmeyer, kam nach Zürch. Da er seine Gesinnungen nur zu bald verrieth, so hielt man es mit ihm, wie mit den übrigen. Er wurde verhaftet, seine Meynungen widerlegt; und nun erwartete man den vortheilhaftesten Ausgang, besonders da er sich ausdrücklich eine Unterredung

mit Oswald Mykonius und Leo Jud ausbat, und sich zu bessern versprach. Er erhielt die Erlaubniß, seine Glaubensformel im Frauenmünster vorzulesen, und wie vortheilhaft hätte dies auf die verblendete Menge wirken müssen! Aber Hubmeyer trat auf, und vertheidigte seine Meynung vom neuen, so daß es Zwingli viel Mühe kostete, den aufgereizten Pöbel zu beruhigen. Hubmeyer selbst wurde wieder verhaftet. Endlich nach vier Monaten erfolgte, was man so sehnlich gewünscht hatte. Die Noth zwang ihn, eine Sinnesänderung vorzugeben, und zu Zürch wie zu Gossau alles zu wiederrufen, was er bis dahin im Betreff seiner Partey gelehrt hatte. Es ließ sich vermuthen, daß der Elende, der die volle Klarheit der Uiberzeugung von seinem Irrthume nie zu erlangen sich bemühte, und doch wiederrief, so handeln würde, als er wirklich handelte. Er sollte unmittelbar hierauf aus dem Kanton sich entfernen. Zwingli bedauerte den Mann,

den er nicht für boshaft, oder hartnäckig, nur für ruhmsüchtig hielt. Denn, sollte er jetzt fort, so fiel er unvermeidlich den Kaiserlichen in die Hände. Dies zu verhüten, entließ ihn der mitleidige Zwingli erst, als alles sicher war, und — Lästerung war sein Lohn.

Zehentes Kapitel.

Zwingli war vielleicht scharfsichtig genug, zu bemerken, daß, als trotz den geschärftesten Mandaten doch noch keine Ruhe hergestellt wurde, gelindere Mittel gegen diese Gährung gebraucht werden müßten, die vielleicht ohnehin sich in sich selbst verzehren dürfte. Indeß scheinen seine Vorstellungen nicht gefruchtet zu haben; denn der Unordnungen wurden immer mehr. Manz wurde zuletzt ertränkt; Blaurock, ein

ein eben so stürmischer Mann, wurde gestäubt, und endlich verhaftet, weil er die Urfehde nicht beschwören wollte. Da auch hierdurch nichts ausgerichtet wurde, so überließ man ihn seinem Schicksale. Auf Zwingli stürmten indeß von allen Seiten Verfolger her. Den Katholischen galt er wegen seiner angefangenen Reformazion, den Wiedertäufern, weil er sich ihnen widersetzt hatte, als Feind, und so hatte er keinen Schutz, als den seines Bewußtseyns, und der wenigen Bessern. Wohl hatte Zwingli Recht, wenn er damals schrieb: die jetzige Zeit ist so stürmisch, so traurig, daß, wenn einst ein Schriftsteller der Nachwelt sie betrachten wird, er unstreitig, wie bey einem plötzlich losbrechenden Stürme verweilen wird, besonders, da aller Streit von denen anhebt, die sich Kirchenlehrer nennen, ich will nicht sagen, sich dafür verkaufen, weil sie wohl keine Käufer finden dürften. Aber vielleicht werden einige Beyspiele, aus der Wuth der Wellen gerettet,

diese Bestürzung der Nachwelt mildern, wenn sie sieht, daß mit dem größten Laster auch die größte Tugend blühte, und kämpfte. Welche milde, menschliche Gesinnung in diesem rauhen Zeitalter!

In dieser allgemeinen Bewegung verlangten die Kantone, die mit Zwingli schon längst unzufrieden gewesen waren, daß alle ihre Beschwerden in einer öffentlichen Unterredung vorgetragen und entschieden, zugleich auch Maaßregeln genommen werden sollten, die allem bisherigen Unfug der Neuerungen, so wie dem vielleicht noch erfolgenden, ein Ende machten und vorbeugten. Wie viel die Vorgesetzten der katholischen Kirche an diesem Verlangen Theil hatten, läßt sich freylich nicht erweisen; aber daß D. Johann Eck, Vicekanzler von Ingolstadt in Bayern, sehr bereitwillig war, ihr Sachwalter zu werden, kann wenigstens einigen Argwohn veranlassen. Sey es wie es wolle, Eck schrieb sogleich an die Eidgenossen,

und es läßt sich schon aus der Ursache des ganzen Unternehmens schließen, daß es dabey besonders auf Zwingli abgesehen war. Antwort und Gegenantwort, die Zwingli auch diesmal nicht schuldig blieb, hätten den Streit nur verlängert, und die Gegner auf einen Kampfplatz gestellt, auf welchem Eck gewiß unterlegen seyn würde. Dabey wäre nun auch die ganze Sache in ein andres Feld übergespielt worden, wo selbst Zwinglis Unterdrückung, die sie beabsichteten, nicht so bedeutend und vollendet gewesen seyn würde, als man sie wünschte. Eck erklärte daher in seiner zweyten Schrift, er könne in dieser Sache die Zürcher nicht als Richter anerkennen, und verlangte, daß Zwingli entweder nach Baden, oder nach Lucern käme.

Zwingli kannte sein Feld zu gut, als daß er nicht Mistrauen hätte schöpfen sollen. Hier eben hatte man seine Schriften verboten, hier hing man fest an dem hergebrachten Glaubens-

bekenntniß, hier erkannte man nie die Schrift als entscheidenden Richter an. In Lucern endlich war es, wo ein Mann von Bedeutung, wenigstens von bürgerlicher, geäußert hatte: wenn wir Zwingli nur hätten, er sollte um seinen Unterhalt nicht verlegen seyn dürfen. Was blieb Zwinglin nach diesem frevelichen Hohn, nach allem Gegebenen übrig, als die Erklärung, daß er weder nach Baden, noch nach Lucern kommen könne, daß er aber Zürch, Schafhausen oder St. Gallen zum Versammlungsort vorschlage? Unerschütterlich beharrte Eck auf Baden; ja er hatte sogar die Freyheit, Zwinglin einen Geleitsbrief zu versprechen, dessen Gültigkeit sich bis zu Ende der Disputazion erstrecken sollte. Nach beendigtem Gespräch war also Zwingli den Verfolgungen und Mishandlungen der Bürger, die gegen ihn eingenommen waren, fast rechtmäßig preisgegeben? Wer hätte hier nicht Arglist vermuthet? Mit vollem Rechte weigerte sich Zwingli,

und ein Glück war es, daß selbst der Zürcher Rath sich seiner annahm, und durchaus in seine Weigerung willigte, indem es gegen alle Gesetze des Bundes sey, auswärts sein Recht zu vertheidigen, oder zu suchen. Als nun Eck sahe, daß man ihn auf dieser List überrascht hatte, so blieb ihm und seinen Anhängern nichts übrig, als — Zeit für einen andern Anschlag zu gewinnen.

Es mußte doch in der ganzen unseligen Rüstkammer ihrer Hinterlist sich kein so schnell und so sicher wirkendes Mordgewehr gefunden haben, als dies. Sie erneuerten also ihre Anträge, nur etwas kräftiger; denn bereits hatten sich die zwölf Kantone vereinigt, die Unterredung doch in Baden zu halten, und luden Zwingli dazu ein. Zwingli blieb auf seinem Vorschlage vest, und als man sich nochmals bemühte, als er erfuhr, daß Faber am 10. May mit zwey Aebten und Doktoren zu Mörspurg über Johann Hügler, Pfarrern zu

Lindau, Gericht gehalten, und ihn hatte verbrennen lassen, daß Spengler zu Freyburg im Breisgau ertränkt worden war, da wurde er immer argwöhnischer, da beharrte er immer vester auf seinem Entschlusse.

Mochte man nun entweder sich nicht ganz verrathen wollen, oder noch die Hoffnung hegen, doch etwas zu erreichen — die Disputazion wurde zu Baden gehalten. In Zwinglis Namen mußte der gelehrte Basler Theolog, Oekolampadius (Hausschein), der auch bey seiner Reformazion viel Widerstand erfuhr, sprechen. Zwingli selbst sprach nur schriftlich mit seinen Gegnern, widerlegte Ecks Schlußreden, wie seine ganze Disputazion, und foderte ihn heraus. Da dies nicht erfolgte, so ließ er sich eine getreue Erzählung von einem Korrespondenten liefern, und widerlegte jede Behauptung Ecks, was um so leichter war, da jede eine alberne Vertheidigung irgend einer Albernheit, irgend eines verjährten Irrthums war.

Die

Die Akten dieser ganzen Disputazion sind noch vorhanden, und bestättigen dies Urtheil.

Da nun die ganze Unterredung nicht zum Vortheil der Päpstler ausgefallen war, so versuchten sie ihre letzten Waffen, die Verleumdung. Namentlich hatte Thomas Murner gegen Zürch und Bern Schmähungen ausgestossen, die Zwingli, der von den frühesten Jahren auf sein Väterland jederzeit mit Unwillen hatte schmähen hören, nicht ertragen konnte. Er schrieb daher im Jahre 1527 an die Eidgenossen zu Bern, und erbot sich, im Vertrauen auf seine gerechte Sache, gegen diesen Verleumder sich öffentlich vor ihrem Richterstuhle zu vertheidigen. Aus den Originalakten, die noch in Murners Händen befindlich wären, würde sich leicht jede Verleumdung in Betref der gehaltenen Disputazion ergeben. Uiberdies erbot er sich noch zu einem zweyten Gespräch mit Faber, Eck, und Murner.

Das Bedürfniß eines solchen Religionsge-

sprä-

spräches schien jetzt um so dringender zu werden, da auch zu Bern gegen Berchtold Halle, und Franz Kolb, welche die Reformazion muthig betrieben hatten, Klagen einliefen, und einen Streit veranlaßten, der nur durch dies Mittel geschlichtet werden konnte. Zwingli, der sehr wohl wußte, wie viel er durch seine Lehren und sein Beyspiel gewirkt hatte, wollte seine biedern Anhänger, denen er so treulich beygestanden, auch jetzt nicht verlassen, da es darauf angelegt schien, auf einmal die gute Sache zu unterdrücken. Er erbot sich daher, diesem Gespräche beyzuwohnen, und nach Kräften sein und seiner Freunde Unternehmen zu rechtfertigen. Im Januar 1528 ward es auch wirklich gehalten, dies Gespräch. Eine Menge Gelehrter strömten aus Glaris, Schafhausen, St. Gallen, Kostanz, Ulm, Lindau, Augsburg herbey nach Zürch, und bildeten so einen Zug, der nach Bern abging. Zwinglis Obrigkeit wußte nur gar zu wohl, mit wem sie

zu thun hatte, und hielt die Furcht vor Nachstellungen nicht für überflüssig. Die Berner schickten also ihren Fenner Bischof mit Geleite nach Zürch, und Zürch selbst gab dreyhundert gerüstete Männer mit auf den Weg. Zwingli ward von einem Bürgermeister, drey Rathsgliedern, und vielen Geistlichen begleitet. Der Erfolg rechtfertigte diese Vorsicht, denn als man bey dem Mellinger Walde vorbey zog, fiel ein Schuß, zum Glück ein Fehlschuß. Der Zug ging weiter, und langte glücklich am 4. Januar in Bern an.

Die Versammlung war sehr zahlreich, und auf dreyhundert und funfzig Geistliche waren zugegen. Nur Eck fehlte, wahrscheinlich in der Absicht, und dem Wahne, das ganze Gespräch dadurch zu hindern. Zwingli aber war der Mann nicht, den eine solche Zufälligkeit aus seiner Bahn werfen konnte; auf seiner Seite waren Halle, Kolb, Oekolampadius, und Bucer. Unerschrocken predigte er nach

seiner

seiner Uiberzeugung gegen die Messe. Eben fügte es sich, daß ein Pfaff Messe lesen wollte; die Neugierde machte, daß er bis nach der Predigt warten wollte; allein da er in der Predigt Zwinglin so kräftig und überzeugend gegen die Messe sprechen hörte, so überließ er sich ganz dem Eindrucke dieser Rede, legte — es war ein rührendes Possenspiel — sein Meßgewand ab, und las von jetzt an nie wieder Messe.

Zwingli und die übrigen Gelehrten veranlaßten doch in Bern die Einführung der Reformazion. Man schritt rasch und muthig zum Werke, so unzufrieden und schwierig auch die Kantone waren. Alle ihre Bemühungen, den Weg zu versperren, und den Rückzug zu hintertreiben, waren vergeblich. Die Zürcher legten funfzig Mann nach Bremgarten; die Berner gaben dem Landvogte zu Lenzburg Befehl, zweyhundert geharnischte Männer zu stellen, und so ging also der Zug bis Lenzburg,

von wo aus Zwingli zwischen dem Burgermeister Roust und dem Landvogt ritt. Am 1. Hornungs langten alle glücklich wieder an.

Nun war endlich die Reformazion auf einen Punkt gediehen, auf dem sie nur erhalten werden mußte. Sie mußte von innen und aussen gesichert und geschützt werden. In dieser Rücksicht wurden von diesem Jahre an jährlich zwey Versammlungen in der Absicht gehalten, um den Eifer der Pfarrer in dem einmal angefangenen Werke zu prüfen. Um diesen Versammlungen mehr Ansehen und Gewicht zu geben, wurde die Untersuchung im Beyseyn des Rathes und der Geistlichkeit angestellt. Wie leicht konnte ohne diese Veranstaltung der Eifer dieser Männer erkalten! Um auch gegen Hindernisse von aussen her sicher zu seyn, wurde zwischen Zürch und Bern ein Burgrecht errichtet, vermöge dessen jedem Kanton zugestanden wurde, in Religionssachen frey und nach Uiberzeugung zu handeln. In dies Burgrecht

recht wurden Kostanz, St. Gallen, Biel, Mühlhausen und Basel aufgenommen.

Während dieser Unruhen hatte Zwingli noch die Sakramentsstreitigkeiten, die nun erst recht lebhaft wurden. Ich muß meine Leser wieder da aufnehmen, wo ich sie oben niedergesetzt hatte.

Eilftes Kapitel.

Zwingli hatte seine Auslegung der Einsezzungsworte in einem für seine Absicht passenden Zeitpunkte der Welt mitgetheilt, und ungeachtet er Luthern nicht gradehin genennt hatte, so mußte doch bey der Verschiedenheit ihrer Urtheile sein Weg ihn oft über Luthern hinführen, und es war wohl an Luthern nicht befremdend, daß er diese leisere, unumgängliche Berührung für Aysforderung hielt.

Doch zuerst trat Johann Bugenhagen, genennt Pomeranus, gegen Zwingli auf, und sprach in einem Brief an Hessen mit einem so anmaaßenden absprechenden Tone, dabey mit so viel Unkunde und Seichtigkeit, daß Zwingli sich genöthigt sah, ihn in seiner ganzen Jammergestalt zu zeigen.

Unterdessen hatte der scharfsinnige, gelehrte Oekolampadius, Zwingli seines Freundes Erklärung bewährt gefunden, und legte der Welt die Gründe seiner Uiberzeugung vor. Mit dem größten Aufwand von Bescheidenheit und Mässigung zeigte er, daß unter dem Worte Leib in der streitigen Stelle nur ein Zeichen des Leibes Christi verstanden werden müsse. Eine Erklärung, die in der Hauptsache mit Zwinglis Auslegung zusammentraf, und die leibliche Gegenwart verwarf! Er zeigte, daß diese Worte nicht eigentlich, aber auch in keiner andern als der dargelegten figürlichen Bedeutung genommen werden könnten. Er übersen-

dete die Schrift Johann Brenzen, Prediger in Schwäbisch Hall, und Erhard Schnepfen in Wimpfen, mit der Bitte, streng, doch ohne Gelegenheit zu Zwietracht zu geben, dieselbe zu prüfen. Vergebens! seine Bitte kam zu spät. Denn schon waren die Geister von Vorurtheilen umstrickt, und so erschien eine von vierzehn Predigern unterschriebene Schrift, die unter dem Namen des schwäbischen Syngramma bekannt worden ist, und freylich in diesem ganzen Streite unbedeutend war. Oekolampadius beantwortete sie mit aller Milde, die er selbst empfohlen hatte, und wären sich diese Männer selbst klar gewesen, so würden sie wahrscheinlich gesehen haben, daß nur ein Wortstreit zum Grunde liege. Wenn Oekolampadius die leibliche Gegenwart des Fleisches Christi leugnete, und den geistlichen Genuß desselben durch den Glauben behauptete, so behaupteten sie zwar das letztere auch, aber auch das erstere. Freylich meynten sie, das Brot werde eben das,

was das Wort sey, das zu dem Brote gesprochen wird. Oekolampadius zeigte ihnen dagegen, daß dies eben so wäre, als wenn man den Schluß machen wollte: Gott hat mir seinen Sohn geschenkt, also hat er ihn auch der Schrift geschenkt, die mir davon Nachricht giebt. Die albernsten, boshaftesten Schlüsse, die noch mit einer possierlichen Verbrämung aus der Philosophie verziert wurden, und die Herleitung seiner Erklärung vom Teufel kränkten ihn mehr, als sie ihn erbitterten; und die ganze Ausbeute aus der Schrift der Gegner war ein Leib, der blos durch das Wort ausgetheilt, und folglich wohl gegenwärtig seyn konnte.

Wie sehr war es doch zu bedauern, daß hier Parteysucht, Unüberlegtheit, oder auch übelverstandener heiliger Eifer die hellsten Köpfe, einen Pirkheimer, Billikan, Urban Rhegius, zu harten und unfreundlichen Ausfällen gegen den milden, gelehrten Oekolampadius verleiteten! Wie sehr wäre es zu wünschen gewesen,

daß die Bemühungen der Strasburger Prediger wirksamer gewesen wären! Aber Luthers Heftigkeit, an den sie auch einen Abgeordneten in der Absicht geschickt hatten, ihn zu gewinnen, machte sie leider fruchtlos. Nicht genug, daß er Zurückhaltung oder Vermittelung und Verbrüderung für unmöglich hielt, indem eine Partey des Teufels seyn müsse; er kündigte auch allen Gegnern offne Fehde an. Oekolampadius rechtfertigte sich gegen Luthers Angriff mit dem milden Ernste des Mannes.

Aber auch Zwingli empfand seine und seines Freundes Kränkung zu tief, als daß er hätte schweigen können. In einer gemeinfaßlichen Unterrichtung vom Nachtmahl Christi stellte er die Widersprüche, in welche sich die Vertheidiger der leiblichen Gegenwart verwikkelten, dar, und noch eifriger schrieb er an die Eßlinger über die elenden Unterdrückungsmittel, deren sich die Gegner bedienten. Dennoch

noch war er ungleich sanfter, als es Luther in einer Predigt über diesen Punkt gewesen war.

Im Jahre 1527 brach der Streit zwischen Luther und Zwingli ganz aus. Zu gleicher Zeit erschienen von Seiten Zwinglis eine freundliche Auseinandersetzung des ganzen Streites, in lateinischer Sprache, von Luther eine Schrift: daß die Worte Christi: das ist mein Leib, noch fest stehen. Wider die Schwärmgeister. Wenn gleich Zwingli darauf etwas heftiger antwortete, als in seiner ersten Schrift, so ist doch die Schonung, womit er Luthern behandelte, unverkennbar. Konnte es auch wohl anders seyn bey der Achtung, die er gegen den Mann hatte? Ohne Heucheley und mit all der Offenheit, womit ein großer Mann den andern gern um sich duldet, sagte er in der ersten Schrift: Luther ist nach meinem Urtheile der tapferste Streiter Christi, der die Schrift so genau durchforscht, als es seit tausend Jahren nicht geschehen. Ich behaupte,

so lange das Papstthum steht, hat noch niemand, ohne irgend einem zu nahe treten zu wollen, mit so viel Standhaftigkeit den Papst angegriffen, als er. Aber, setzte er hinzu, wessen ist die trefliche That? Gottes oder Luthers? Luther selbst wird antworten, Gottes. Luther lehrt nichts Neues; nur was in dem ewig unveränderlichen Worte Gottes aufbehalten ist, das nimmt er mit freyem Geiste heraus, und zeigt so den verführten Christen diesen himmlischen Schatz. Er achtet es nicht, was auch die Feinde Gottes dagegen unternehmen mögen, kümmert sich nicht um ihre Drohungen. Und doch mag ich kein Lutheraner seyn; denn wir sind alle Christi. Seine Schriften habe ich, den Päpstlern zu gefallen, nur wenig gelesen. Was ich aber davon gelesen — ich nehme seine Streitschriften aus — ist hinlänglich durchdacht und in Gottes Worte gegründet, kann also von keinem Geschöpf umgestoßen werden. „— Ich schätze

Luthern,

Luthern, sagt er anderswo, mehr als irgend einen Mann. Nie habe ich aber an ihn geschrieben, noch schreiben lassen, um zu zeigen, wie gleich sich der Geist Gottes sey. Ich vergleiche mich auch nicht mit Luther; jeder hat so viel, als ihm Gott giebt, und thut, wozu ihn Gott lenkt."

Mit diesen Aeusserungen Zwinglis vergleiche man Luthers Schrift! Wohlan! schrieb Luther, den schon der Gedanke an Friede und Einigkeit mit diesen Teufelskindern empörte, weil sie denn so gar verrucht spotten, will ich eine Lutherische Warnung dazu thun, und sage also: verflucht sey solche Liebe und Einigkeit in den Abgrund der Hölle, darum, daß sie nicht allein die Christenheit jämmerlich zerrüttet, sondern sie nach des Teufels Art in solchem ihren Jammer noch spottet, und närret. — Nein, mir nicht! liebe Herrn des Friedens und der Liebe! — Ich will die Schwämer hier aufdecken, daß jedermann sehe, was für ein

Geist in ihnen steckt. — Ein Theil muß des Teufels seyn, und Gottes Feind: da ist kein Mittel.

Man muß gestehen, daß Zwingli in dieser Angelegenheit in jeder Hinsicht weit über Luthern stand. Wenn letzterer, um seine Meynung zu behaupten, eine Allenthalbenheit, oder ein Allenthalbenseyn des Leibes Christi annahm, so konnte ihm Zwingli gar wohl zeigen, daß hierbey die beyden Naturen in Christo verwechselt waren. Dies geschah auch, und zwar ziemlich befriedigend. Den minder wesentlichen Theil ging Zwingli treulich durch, und so mußte Luther von einem kalten, sich immer in gleichmäßiger gelassener Würde haltenden Gegner Wahrheiten hören, die ihm in diesem Gewande noch nicht vorgeführt worden waren.

Zwinglis Sieg über Luther schien gewiß; daher wurde im Jahr 1528 am 6. Januars ein Religionsgespräch zu Bern über die streitigen

Lehren

Lehren gehalten, unter welchen auch diese war, die Zwingli, Oekolampadius und Bucer so tapfer vertheidigten, daß Luthers Lehre öffentlich verworfen wurde. Sogleich trat Luther mit seinem großen Bekenntniß vom Abendmahl hervor, das freylich auch wieder an Zwingli und Oekolampadius seine Gegner fand, und theils als ein leerer Wortstreit, theils als unerweisliche falsche Behauptung und unrichtige Folgerung dargestellt wurde. Noch immer erkaltete der Streit nicht; denn Zwinglis Anhänger unterhielten ihn, und Luthers Gemüth wurde dadurch, wie durch eine Krankheit, sehr verbittert. Es war also leicht vorauszusehen, daß Philipps, des Landgrafen von Hessen, Bemühungen, eine Vereinigung der streitenden Parteyen auszumitteln, vergeblich seyn würden.

Als die Sakramentirer — so hießen Luthers Gegner — auf dem Reichstag zu Speyer verdammt waren, lud Philipp Zwingeln, Luthern und Melanchthon zu einem freundschaftlichen

Gespräch nach Marburg ein. Schon die Erklärungen der beyden letztern waren so abgefaßt, daß nichts Gutes zu erwarten war. Doch ging die Sache vor sich. Zwingli reisete mit Rudolph Kollin im geheim ab über Basel, wo er seinen Freund Oekolampadius mit sich nahm, nach Strasburg, wo er im Münster predigte. Von hier aus gesellten sich Bucer und Hedio mit Hessischen Reutern zu ihm, und so gelangten sie zu Marburg an. Tages darauf kamen von der Gegenpartey Luther, Melanchthon, Justus Jonas, Johann Brenz, Andreas Osiander von Nürnberg, Stephan Agrikola von Augsburg nebst Eberhard von Thann an. Die Schweizerischen Theologen hatten drey Rathsherren, Jakob Sturm von Strasburg, Ulrich Funk von Zürich, und Rudolph Freyen von Basel, mit sich geführt.

Der 1. October war zum Gespräch bestimmt. Mit ungemeiner Klugheit stellte der Landgraf vorher Luther und Oekolampadius, Zwingli

und Melanchthon zu einer besondern Unterredung zusammen. Das Vorspiel zur eigentlichen Unterredung war so fruchtlos, als die Unterredung selbst ausfiel. Uiber dreyzehn streitige Lehren wurde in der eigentlichen Unterredung gesprochen. Luther schrieb auf seinen Tisch die Worte: das ist mein Leib, behauptete, Gott sey über alle Mathematik, und zeigte bey jedem Einwurfe der Gegner mit ekelhafter Wiederholung ihnen die Worte vor. So gegründet und richtig auch jederzeit Zwinglis Antwort war, daß er als erwiesen voraussetze, was eben erst erwiesen werden solle, und von dessen Erweisbarkeit oder Unerweislichkeit eben die Frage sey, so blieb doch Luther unbiegsam; so sanft und gemäßigt auch die Schweizer sprachen, so wohl auch Luther einsah, daß die Leutlein, wie er selbst nachher sagte, an sich nicht böse wären, sondern nur von ungefähr ihm in diese Meynung verfallen zu seyn schienen, so rückte er doch keinen Schritt näher.

Zwingli war innigst gerührt, und bat ihn mit Thränen um Vereinigung; doch Luther verwarf den Antrag, und — höhnte nachher. Da ausserdem noch eine ansteckende Krankheit, der englische Schweiß genannt, um diese Zeit den Aufenthalt in Marburg unsicher machte, so schied man, freylich unter Friedens- und Freundschaftsversicherungen, nachdem man einige verhältnißmäßig unbedeutende Punkte unterschrieben, über welche man sich vereinigt hatte. Der Endzweck ging immer verlohren. Zwinglis Gründe waren wohl so gewichtig, daß Franz Lambert, Professor zu Marburg, ihnen beystimmen konnte, ohne sich einer Uibereilung zeihen zu lassen; und sein schönes menschliches Betragen war der Freundschaft Philipps gewiß werth. Aber über Luthern — ist es schwer, weniger zu thun, als mitleidig die Achseln zu zucken.

Zwölftes Kapitel.

Solche unangenehme höchst kränkende Vorfälle um einer Meynung willen hatten Zwingli tief bewegt. Er kam zurück, und neue Streitigkeiten und Verfolgungen warteten seiner. Es ist schon einigemal berührt worden, wie unzufrieden einige Kantons mit dem ganzen Reformazionswerke waren; es ließ sich erwarten, daß im Fortgange der Zeit diese Unzufriedenheit in völlige Unduldsamkeit ausarten würde, um so mehr, da theils auch auswärtige Beyspiele dazu anreizen konnten, theils auch die Häupter der alten ächtkatholischen Kirche es gewiß nicht an gelegentlichen listigen Erinnerungen fehlen ließen. So war denn auch

auch jetzt im Berner Gebiete, im Lande Hasle, ein Aufruhr wegen des Papstthums entstanden. Sogleich traten die Unterwaldner den Aufrührern bey, und in kurzer Zeit war ein Bündniß zwischen Lucern, Uri, Unterwalden und Zug mit Ferdinand gegen die Reformazion geschlossen. Zürch und Bern wollten weder überhaupt die Unterwaldner für Mitverbündete des Burgrechts halten, noch auch einen Landvogt der gemeinschaftlichen Herrschaften setzen lassen.

Zwar wurde ein Versuch gemacht, diese Streitigkeiten beyzulegen, und namentlich schickte Basel, Schafhausen, Appenzell und Bünden Gesandte in dieser Absicht ab; allein die Erbitterung war bereits so weit gediehen, daß Zürch die Waffen ergriff, nach Kappel eilte, und das Kloster Muri einnahm. Zwingli zog nach seines Landes Sitte als Feldprediger mit. Dieser anscheinlich rasche Schritt verdoppelte die Bemühungen der Friedensvermittler.

Von den unparteyischen Kantons, Glaris, Basel, Solothurn und Schafhausen erschienen wieder Gesandte, deren Auftrag darin bestand, von diesem Unternehmen dringend abzumahnen. Allein weit gefehlt, daß man hier an Frieden dachte, wo alles so gerecht, so offenbar nützlich schien, Zürch verlangte sogar Hülfe, und kündigte mit einemmale allen katholischen Kantons Krieg an. Die Loosung war nun gegeben, und Bern zog den Zürchern zu. Unverzüglich rückten auch die fünf katholischen Kantons ins Feld, und erschienen mit ihren Verbündeten, den Wallissern, auf dem Zuger Felde.

Auf beyden Seiten war der Haß so groß, daß es vielleicht viel Blut gekostet haben würde, wenn nicht Hans Ebli, Landamman von Glaris, den Mittler zwischen beyden Parteyen gemacht, einen Waffenstillstand errungen, und fernere Friedensunterhandlungen betrieben hätte. Seine Mühe schien für jetzt wenigstens nicht fruchtlos gewesen zu seyn; denn alle bis-

bisherigen Feindseligkeiten wurden nun vermieden, das Bündniß mit Ferdinand zerrissen, und nur eine Bedingung machten die Katholischen, nämlich die Beybehaltung ihres alten katholischen Glaubens. Zwingli, der überhaupt dies nicht als einen Religionskrieg ansah, sondern für eine Folge des durch seine freymüthigen Aeusserungen über Pensionen und politisches Verderbniß gekränkten Eigennutzes, und gereizter Eigenliebe hielt, war eben darum mit diesen ganzen Verhandlungen unzufrieden, so sehr er auch sonst ein Freund des Friedens war. Hatte der Mann so viel Kenntniß des menschlichen Herzens, oder war er durch die lieblose Behandlung, die er so oft schon erfahren hatte, auch so verstimmt worden, daß er diesem Frieden nicht traute, sich so wenig davon versprach?

Ein Vortheil aber schien doch aus diesem Frieden hervorzugehn, daß die Reformazion ungestört in Baden, Thurgau und Rheinthal sich

verbreitete, und daß auf einer Versammlung zu Frauenfeld in dieser Rücksicht viel gute und heilsame Veranstaltungen getroffen wurden, die unstreitig durch den fortdauernden Krieg gehemmt, oder gar aufgehoben worden wären.

So sehr auch die Ruhe gesichert schien, Zwingli konnte sie nicht genießen. Für jeden auch nur scheinbaren Nachtheil, für jeden auch den entferntesten, vielleicht gar nicht mit seinen Verbesserungen zusammenhängenden Schaden sollte Er Rede stehen. Ihn fragte die Angst um Rath, und die Dummheit zog ihn zur Verantwortung. Eine Theurung, die im Jahre 1530 zu Zürch ausbrach, zog ihm eine Menge Feinde zu. Ich mag die saubere Schlußkette, die man hier schmiedete, nicht in ihren Gliedern verfolgen; kurz, man klagte, das Korn werfe nicht mehr so viel auf, als ehedem. Es war denen, die dabey verlohren hatten, nicht genug, daß die Müller, als die nächsten erwiesenen und überführten Schuldigen, gestraft

wur-

wurden; auch Zwingli sollte daran Schuld seyn. Ferner, wenn Zwingli auch wirklich gegen den Adel gesprochen hatte, der damals gewiß auch manchem gegründeten Tadel veranlassen konnte, war dies wohl hinlänglicher Grund, ihn zum Urheber der überdies an sich nützlichen Einrichtung zu machen, daß in Zukunft bey der Rathswahl die Adlichen nicht mehr Ansprüche haben sollten, als die Bürgerlichen?

In demselben Jahre hielt Kaiser Karl der Fünfte zu Augsburg den Reichstag, der in der Geschichte des Protestantismus so merkwürdig geworden ist. Hier wurde von den Lutheranern das von Melanchthon so zweckmäßig und meisterhaft gearbeitete Bekenntniß überreicht, welches, trotz allen politischen Winkelzügen der katholischen Partey, und trotz der elendesten, vorurtheilsvollsten Herabwürdigung, doch immer eine große Wirkung auf das Volk that, und Luthern mit dem standhaftesten Vertrauen auf die gerechte

rechte Sache erfüllte, ihm eine Erhabenheit des Muthes einflößte, die fast einzig in der Geschichte steht. Auf diesem Reichstage hatte Landgraf Philipp, eingedenk des leider so nachtheilig abgelaufenen Gesprächs zu Marburg, doch wieder einen Versuch gemacht, die schweizerische und sächsische Partey zu vereinigen. Er selbst erforschte Melanchthon und Brenzen — Luther war abwesend. Kapito und Bucer, zwey Strasburger Gottesgelehrte, mußten suchen, Brenzen zu gewinnen. In der That war die Lage der Dinge so bedenklich, daß es der größten Feinheit bedurfte, zum Zwecke zu kommen. Denn schon hätten die Lutheraner in ihrem Bekenntniß die Schweizerische Lehre über das Nachtmahl verworfen. Wie war also eine Annäherung zu erwarten? Dann war es ferner gewiß keine ungegründete Furcht, wenn die Schweizer, wie auch immer der Reichstagsschluß ausfallen möchte, für ihre Partey besorgt waren. Es waren nur zwey Fälle möglich;

entwe-

entweder brach ein Krieg aus zwischen dem Kaiser und den Protestanten, und sie wurden, als der schwächste Theil, sein erstes Opfer; oder der Kaiser und die Katholischen verglichen sich mit den Protestanten, und ihre Vertilgung wurde wahrscheinlich entweder Bedingung oder Folge des Vergleichs. Unter diesen Umständen rieth die Klugheit, alle Mühe einzig und allein darauf zu wenden, daß jeder für die Sakramentirer nachtheilige Schluß des Reichstages verhütet würde. Auch hier waren freylich mächtige Hindernisse. Wie stimmte die Nachgiebigkeit der Sächsischen, wenn man sie anders gewinnen konnte, mit der vormaligen Härte und Unzartheit? Wie durfte man überhaupt hoffen, diese Nachgiebigkeit zu erlangen, da der Haß der Katholiken gegen die Schweizer weit brennender war, als gegen die Lutheraner, und grade durch diesen Fall mehr Nahrung erhalten mußte? Das erstere räumte der Landgraf mit möglicher Schonung hinweg;

das

das zweyte konnte wirklich für grundlos erklärt werden, wurde auch so erklärt, und doch war die Bemühung fruchtlos. Nichts wurde für sie gethan; im Gegentheil mußten die vier Städte Strasburg, Kostanz, Memmingen und Lindau ihr von Kapito und Bucer abgefaßtes Glaubensbekenntniß für sich übergeben.

Auch der sonst so sanfte Melanchthon war ganz gegen eine Verbindung mit ihnen; denn ausserdem, daß ihm der Versuch der Schweizer, ihre Lehre vom Abendmahl so scheinbar übereinstimmend mit der Lutherischen zu machen, als unredlich misfiel, so hatte auch Zwingli selbst im Julius ein Glaubensbekenntniß aufgesetzt und nach Augsburg gesandt, das in mehrern Sätzen von dem Lutherischen abwich, in Sätzen abwich, die schon ehemals zu Marburg zu Luthers Zufriedenheit erörtert worden waren. Der ängstliche Melanchthon fürchtete, daß man mit der Zeit noch mehr Abweichungen von der Lutherischen Lehre entdecken möchte,

fürchtete, daß, wenn die Partey sich sicher wüßte, leicht ein Krieg gegen die Katholiken ausbrechen könnte, was ihm das schrecklichste aller Uibel schien. Dies war es, was ihn so vest und unbiegsam machte, was ihn auch wohl das übereilte, ungerechte Urtheil über Zwinglis Glaubensbekenntniß sprechen ließ, daß man ihn für verrückt halten müsse, daß er ohne Noth in manchen Artikeln rumore. Zwingli kannte unstreitig die ganze schwierige, gefährliche Lage seiner Partey; es war ihm aus diesen und andern Gründen um Einigkeit zu thun, und mithin darf es, glaube ich, nicht befremden, daß er durch Uibersendung seines Bekenntnisses einen Schritt dazu that. Daß er auch hier seiner bessern Uiberzeugung folgte, und die gefundene Wahrheit ohne Hehl darstellte, unbekümmert, ob sie misfallen dürfte, war ein Charakterzug, der warlich nicht Melanchthons hartes Urtheil verdiente. Da sich übrigens alle Vergleiche der Katholi-

schen

schen und Protestanten auf diesem Reichstage von selbst zerschlugen, so verbarg der Kaiser, dem es nie ernstlich um wahre Einigkeit zu thun gewesen war, seine Maaßregeln gegen die Protestanten nicht länger, und so blieben sie für jetzt in derselben gefährlichen Lage, in welcher sie gewesen waren. Besonders wurde den vier oberländischen Städten, denen man eine von Faber und Eck boshaft geschriebene Widerlegung des Bekenntnisses zugeschickt hatte, die alberne Zumuthung gethan, daß sie sich dadurch überzeugt und widerlegt halten sollten. Gegen diese kleinere Partey glaubte man, und das war eben befürchtet worden, keine Schonung haben zu dürfen, und so kam der Schluß wenigstens nicht unerwartet, durch welchen die Lehre der Protestanten verdammt, alle gemachten Neuerungen gemisbilliget, und ihre Abschaffung mit sehr harten bestimmten Drohungen anbefohlen wurde.

Dreyzehntes Kapitel.

Nach dieser dürren Erklärung schien für jetzt alle Hoffnung eines Vereins abgeschnitten, und man mußte blos streben, sich in seinem eignen Gewichte zu halten. Es wurden einige Versammlungen gehalten zu Frauenfeld, und St. Gallen, in denen besonders über die Besoldung der Pfarrer in den neuen reformirten Gemeinden gesprochen wurde. Es hielt in der That schwer, hierin etwas zu thun. Auch war während dieser Zeit der unglückliche Karlstadt zuerst nach Altstädt in Rheinthal gekommen, wo er als Pfarrer angestellt wurde. Im Jahre 1530 kam er nach Zürch, zeigte Empfehlungen von Bucer, Kapito, und Oekolampadius

dius vor, und gelangte endlich zum dasigen Diakonat, das er ruhig und redlich bis an seinen Tod verwaltete.

Der Schluß des Reichstages zu Augsburg, und alle vorhergegangenen Umstände bewirkten bey den Protestanten den Entschluß, sich fertig und gerüstet zu halten, im Fall der Kaiser etwas gegen sie unternehmen sollte. Zu gleicher Zeit wurde im Namen der ganzen Partey eine Vertheidigungsschrift abgefaßt, und besonders an den Englischen und Französischen Hof geschickt. Ein kühner, aber klug berechneter Schritt, indem beyde Karls Feinde waren! Sehr bald erboten sich die Höfe zur Verwendung für ein Koncilium, und boten überhaupt ihre Dienste an, mehr als man erwartet, als man vielleicht gewünscht hatte. Dieser zu Schmalkalden im März 1530 geschlossene Bund glaubte des Beytritts der Oberländer entrathen zu können. Allmählich hatte man sich überzeugt

geglaubt, daß ihr Bekenntniß von dem Augsburgischen nicht so ausserordentlich verschieden wäre; Luther war etwas gelinder und nachgiebiger geworden. Dies alles, und Bucers Hoffnung, die seinen Wünschen begegnete, waren wohl Ursache, daß ihm eine baldige Vereinigung nicht so unmöglich und unwahrscheinlich vorkam, als Zwinglin, der sich durchaus nicht eine Hoffnung erlaubte, weil er keine Uiberzeugung fassen konnte.

Und Zwingli hatte ganz richtig geschlossen. Die Schweizer blieben nun auch vest auf ihrer Lehre vom Nachtmahl stehen, fanden hierin besonders ihre Verschiedenheit von den Lutheranern, und weigerten sich durch Unterschreibung des Augsburger Bekenntnisses dem Bunde beyzutreten. Als nun vollends der Landgraf ihre Aufnahme in den Bund auch ohne ihre Unterschrift betrieb, da brachen die ohnehin schon erbitterten Gemüther los, der Churfürst und mehrere Stände erklärten sich

feyer-

feyerlich dagegen, selbst die Strasburger sollten nun unterschreiben, und so wurde die einträchtige Verbündung auf dieser zweyten Versammlung wenigstens nicht so allgemein.

Da diese auswärtigen Verhandlungen so unvortheilhaft ausfielen, so mußte die Schweizerische Reformazion suchen sich auf ihrem Grund und Boden zu behaupten. Wie viel oder wenig die Lage der Reformirten zu den folgenden Vorfällen beygetragen habe, läßt sich nicht bestimmen. Die katholischen Kantons wurden unwilliger. Die Kriegskosten, die sie gehabt hatten, die ganze Reformazion und einige Artikel im Landfrieden waren Ursache, daß sie, vom Papst und Ferdinand aufgeregt, zu Baden ihre Klagen vortrugen. Die Zürcher antworteten ihnen auf jeden Punkt, vermochten aber nicht die herbe Stimmung, die aus der Verschiedenheit der Gesinnungen hervorging, zu mildern. Im Gegentheil erhielt diese nur noch mehr Nahrung,

als

als die Rheinthaler sich bey einer Gelegenheit einem Landvogt von Unterwalden widersetzt hatten. Die Katholischen wurden argwöhnischer, und Zürch, namentlich Zwingli, ward das Wurfziel ihrer giftigsten Schmähungen.

Gleichgültig konnten das die Burgstädte nicht mit ansehn; sie versammelten sich also zu Baden, um hier Maaßregeln gegen die Lästerer zu ergreifen. Zwar versicherten die fünf katholischen Kantons, daß sie die Schmähsüchtigen bereits bestraft hätten, und verlangten dasselbe von den Gegnern; allein jene Versicherung konnte nach der ganzen Lage der Sachen für nichts als Nothlüge oder List gehalten werden. Zürch beschloß im Feuereifer Krieg, fand aber nicht Gehör, noch Hülfe. Die übrigen hatten wohl überlegt, welche Kosten dieser Krieg machen würde, und stimmten auch auf einer zweyten Versammlung zu Arau nicht für den widerholten Schluß der Zürcher. Im Gegentheil schlug man vor, um wenigstens etwas

ihnen

ihnen näher zu treten, das erlittene Unrecht an den fünf katholischen Kantons durch Abschneidung der Zufuhr zu rächen. Dieser Schluß ging auch durch, und Bern, St. Gallen, Toggenburg, Thurgau, Rheinthal und andere vereinigten sich dazu.

Hierdurch stieg nun die Erbitterung der Katholischen immer höher und höher, und wenn sie auch jetzt noch nicht in helle lodernde Flammen aufschlug, so waren doch alle Bemühungen der Gesandten des Königs von Frankreich, sie zur Eintracht zurück zu führen, vergeblich. Selbst die Vermittlung der neutralen Kantons, Glaris, Freyburg und Solothurn, welche sich mit den französischen Gesandten verbunden hatten, und vier Monate zu Bremgarten Unterhandlungen pflogen, fruchteten nichts. Die von ihnen vorgelegten Artikel wurden verworfen; die Zürcher und Berner waren durch nichts zu bewegen, die Pässe zu öffnen, bevor ihnen

ihnen nicht völlige Genugthuung für ihren erlittenen Schimpf gegeben wäre.

Zwingli irrte sich gewiß, wenn er auf die erhitzten Gemüther durch Franz den Ersten, dem er eine Auseinandersetzung seines Glaubens, und des Glaubens seiner Anhänger mittheilte, wirken zu können glaubte. Der Zufall, der sie erst fünf Jahre darauf allgemein bekannt werden ließ, beugte vielleicht manchen Unfällen vor, die dadurch veranlässet worden wären. Denn vielleicht hatte sie schon, als sie minder bekannt war, die Zahl seiner Feinde vermehrt. In diesen unruhigen Zeiten stürmten seine Feinde noch mehr auf ihn ein, als nachher, wenn nicht Mann gegen Mann, doch desto hinterlistiger, und Zwingli lernte schon jetzt einsehen, was ihm in der Folge ganz klar wurde, daß es den Katholischen hauptsächlich um ihn, als den Urheber aller Störungen, zu thun war. Eine Geschichte aus diesem Zeitpunkte wird dies belegen.

Ein Unbekannter stürmt des Nachts auf das

Zimmer des Diakonus, und verlangt, Zwingli solle sogleich einen Krankenbesuch abstatten, um ihm das Sakrament zu reichen. Der Diakonus will den Schlaf des guten Zwingli nicht stören, und erbietet sich, das Geschäft selbst zu übernehmen. Der Unbekannte wird etwas hastiger und dringender, verlangt durchaus unter nichtigem Vorwand Zwinglis Gegenwart. Nun schöpft der Diakonus Verdacht, faßt sich aber sogleich, schließt den Mann ein, benachrichtigt Zwingli, und in einem deswegen angestellten Verhör findet sich, daß der Verwegne gedungen war, ihn aus seiner Wohnung zu locken, dann zu fangen, ihm den Mund zu verstopfen, und so ihn heimlich, man weiß nicht, wem auszuliefern.

All diese Hinterlist gegen den offnen Mann, und die ungleiche, zuweilen zweydeutige Gesinnung des Zürcher Raths, die Zwinglin nicht entgangen war, mußten bey seinem Bewußtseyn um so kränkender und niederschlagender

für

für ihn seyn, da er voraus sehen konnte, daß nun seine Rolle zu Ende war, und mit ihm vielleicht so mancher erkämpfte, und der Zukunft noch abzukämpfende Vortheil verlohren gehen könnte.

Nicht länger wollte er ein Spiel der Bosheit und der Schwäche bleiben; er faßte den freyen Entschluß sich selbst zu leben, und in dem Bewußtseyn des Vergangenen zu schwelgen, wenn vor ihm die Aussicht sich trüben sollte. Mit all dem freyen Anstand der Größe und des reinen Bewußtseyns erschien er am 26. Heumonats vor dem großen Rath, und bat um seine Entlassung. Uiberraschen, rühren, und schmerzen mußte diese Bitte jeden Biedermann. Man gab ihm drey Tage Bedenkzeit; er faßte eine ruhigere Ansicht, und der Entschluß war: ich will nach Kräften Zürch größer und edler machen, und bis an meinen Tod mein Amt verwalten.

Doch die Lage der Sachen war, und blieb

so

so traurig, daß Zwinglis bange Ahnungen wohl nicht erst durch einen Kometen, der damals erschien, geweckt werden durften. Von jetzt an schien er gelebt zu haben, seine Heiterkeit war von ihm gewichen, seine Stimmung so reizbar, so verwundbar, daß alles auf ihn einen großen Eindruck machte, und nur sein Geist ihn noch aufrecht hielt.

Noch dauerten die Friedensunterhandlungen fort, und im August wurde zu Bremgarten eine neue Zusammenkunft gehalten, wo sich Zwingli alle Mühe gab, selbst an die Gesandten von Bern sich wendete, und durch sie zu wirken glaubte. Nicht ganz unrecht, wiewohl etwas einseitig, urtheilte Zwingli, daß alle Unruhen von den Pensionairs herrührten. Doch seine Bemühung war nutzlos, er ging, und nahm weinend, wie in bangem Vorgefühl, von seinem Bullinger Abschied.

Die fünf katholischen Kantons brachen nun alle Unterhandlungen ab, schickten selbst keine

Gesandten mehr, und ertheilten höchstens kurze, dürre Antworten. So sehr sie auch nachgrade anfingen den Mangel an Lebensmitteln zu fühlen, so viel Gelegenheit ihnen auch die Zürcher gaben, ihre Beleidigungen wieder gut zu machen, so hartnäckig waren sie doch auf zwey zu Arau in dieser Absicht noch angestellten Versammlungen. Die letztere am 23. Herbstmonats, die nur sechs Vergleichsartikel vorlegte, über welche Zürch nach Darlegung seiner Gründe nothwendig halten mußte, brachte nichts zu Stande, als die wiederholte hartnäkkige Anforderung, die Zufuhr nicht länger abzuschneiden, ohne daß sie doch zu dieser geforderten Vergünstigung von ihrer Seite auch nur einen Schritt thun wollten.

Endlich war nun auch die Geduld der Reformirten erschöpft; sie griffen zu den Waffen, die ihnen die Noth in die Hände gab. Denn die Katholiken hatten ja schon ohnedies Krieg angefangen, vielleicht weil sie bey der über-

haupt mislichen Lage der Protestanten, und bey ihren allgemeinen Verhaßtseyn um so eher zu ihrem Zwecke zu gelangen glaubten. Am 9. Weinmonats forderten sie wirklich die Zürcher förmlich auf, und erließen ein Kriegsmanifest. Schon streiften zwölfhundert Mann umher, und plünderten in den gemeinschaftlichen Herrschaften. Aber zu Zug versammelte sich ihre Hauptarmee.

Lange, vielleicht nur zu lange, hatten die Zürcher gezögert; ihre Gesandten blieben aus; die Unternehmungen der Katholischen waren so rasch, daß sie nicht einmal von den Ihrigen benachrichtigt werden konnten. Der allgemeine Landsturm, wozu Zwingli und andere gerathen hatten, war noch nicht aufgeboten, und es war die höchste Zeit, am 10. Weinmonats unter Georg Göldli 600 Mann nach Kappel zu schicken. Die Unordnung, so aus dieser Eile entsprang, die Ungleichheit der Kraft auf beyden Seiten, die Verrätherey, welche den katho-

katholischen Kantonen die Ankunft des kleinen Heers unter Göldli, und den auf Mittwoch bestimmten Ausmarsch des Hauptpanners hinterbrachte, ließen viel für die Zürcher fürchten. Die Gefahr wuchs überdies noch immer drohender herauf, ein Eilbote jagte den andern, alles grif hastig nach den Waffen. Endlich langte um drey Uhr das Panner in Kappel an, und mit ihm Zwingli. Mit dem Landsturme betrug das Häuflein nur 2000 Mann.

Vierzehntes Kapitel.

Am folgenden Tage zogen die Kappler aus, und stellten sich in Schlachtordnung. Ihr eingenommener Platz war wirklich vortheilhaft. Es war Scheuern, ein großer, unebener Hügel auf der Seite des Klosters gegen Zürch; gegen Morgen lag ihnen Albisberg, an seinem Fuß

ein breiter tiefer Graben. Nur ein Buchenwäldchen auf der Höhe nach dem Zugerberg schien nicht ganz vortheilhaft; dennoch ward es nicht gefällt. Schon war es neun Uhr, und noch hatten die Katholischen keinen Ausfall gethan, noch hatten sie nicht einmal Miene dazu gemacht. Die Zürcher glaubten sich sicherer, und machten Mittag, als — die Katholischen ausrückten und angriffen. Schnell rückten die Zürcher auf ihren vorigen Stand. Es war zwölf Uhr, und ein Trompeter von Lucern erschien mit einem Absagebrief. Da fiel die Hoffnung des Heeres; mit zögernder Furcht stand es, und nur Rudolph Gallmanns Unerschrockenheit, die durchaus nicht weichen wollte, konnte Leben in diese Masse gießen. Indeß rückt der Feind immer näher; das Feuer donnert aus ehernen Schlünden; die Noth wächset, mit ihr der Zürcher Muth. Sie feuern schnell und sicher, der Feind erschrickt, bebt, kommt ins Gedränge. Da mischt sich das böse Geschick der Zürcher

in dem entscheidenden Punkte in das Spiel. Rudolph Weingärtner, Pfarrer zu Zug, zeigt dem Feinde einen minder bekannten Weg nach der Eberswweiler Höhe. Von da aus konnten die Zürcher durch den Wald angegriffen werden. Das Gefecht wurde ernst, und hätte Göldli etwas minder gezaudert, so wären die Zürcher gewiß Sieger geblieben.

Es war vier Uhr, als das Haupt-Panner der Zürcher anlangte. Hans Jauch von Uri's Rath stimmte völlig mit dem ein, den ein Bandit gegeben hatte, die Feinde durch den Wald anzugreifen. Indeß hatten die Zürcher die Maaßregeln genommen, zum Theil sich mit Kanonen nach Mönchenbühel zu ziehen, um den Feind zu verhindern, wenn er ihnen vielleicht den Paß von dieser Seite herab schneiden wollte. Alles ging dabey mit großer Vorsicht her, und Zwingli rief den Bedrängten zu: Seyd tapfer, meine Brüder, und fürchtet euch nicht! Gott waltet über uns.

Und so waren denn die Zurüstungen alle gemacht. Auf einmal — es war am 11. Okt. 1531 — wie ein entzündeter Feuerberg zu speyen beginnt, und in Rauchwirbeln seine Flammen daher sausen, so fielen auch die Katholischen aus; alles, selbst Steine, wurde zu Mordgewehr. Mit der Kühnheit der Verzweiflung fochten die Zürcher, und trieben zweymal den racheschnaubenden Feind zurück. Als nun aber die Menge ihnen überlegen ward, als einige auf Mönchenbühel flohen, und ein feindlicher Soldat sich unter sie mischte, ihnen verräthrisch zur Flucht rieth, und als nun ein Hauptmann der Gegner in die Flanquen eindrang, alles fortstürzte, fortstürmte, als nun das Panner kaum mit seinen Wächtern durch Löwenmuth und Blut gerettet werden konnte — da rann auch Zwinglis letzter Lebenstropfen aus der Urne der Zeit. Ein Stein streckte den Fliehenden zu Boden, dreymal raffte er sich auf, und dreymal riß ihn der

Strudel der Fliehenden mit sich fort. Endlich schwanden seine Kräfte; auf das Knie gestützt rief er mit der Ergebung des Mannes in gebrochenen Tönen: was ist's denn nun mehr? den Leib nur können sie tödten, die Seele nicht. Einer jener blutgierigen Verblendeten sahe ihn, und belästigte den Sterbenden noch mit der albernen Frage: ob er beichten wolle? Zwingli vermochte nicht mehr zu sprechen; ein Kopfschütteln war alles, was er auf diese, und auf die Ermahnung Marien und die Heiligen anzurufen erwiedern konnte. Da erschien Hauptmann Juckingen von Unterwalde, und gab ihm den Todesstoß in den Hals. Viel Biedermänner theilten dies Schicksal mit ihm, wie Geroldsegg, Schmidt, Johann Haller, Wolfgang Joner, und andre.

Erst Tages darauf sah man Zwinglis Leichnam auf dem Schlachtfelde. Auch gegen den Todten wütheten die elenden Verruchten. Sie ließen seinen Körper vom Henker viertheilen

len, verbrennen, und mischten Asche von Schweinen unter seine Asche, damit ja ein mitleidiger Freund, oder ein Verehrer des Mannes sie nicht sammelte. Die Menschheit wendet sich weinend von diesen Unholden, und bedauert die Unglückseligen, welche die himmlische Pflanze Religion mit Bruderblute zeitigen wollen. Zwinglis Herz blieb, so erzählt man, unverletzt, und nur sein Freund Mykonius warf es in den Rhein, um jeden etwanigen abergläubischen Misbrauch zu verhüten. Der sanfte zartfühlende Oekolampadius überlebte seinen Geliebten nur einen Monat. Wenn die Verleumdung über den Tod des Letztern elende Muthmaßungen für Wahrheit ausgab, wenn Luther den Tod des erstern als ein Gericht Gottes, das den Mann seines Irrthums wegen getroffen, vorstellte, so muß man die erstere verachten, und das armselige Vorurtheil des Letztern bedauern. Oder war es etwa nicht auch Gottes Gericht, daß Zwinglis und Oekolampa

dius Geist so ausgezeichnet auf die Zurückgelassenen wirkte? — Doch wir verlassen hier den Faden der Geschichte, und sammeln uns noch einmal, um an Zwinglis Bilde uns zu weiden.

Funfzehntes Kapitel.

In wenigen, aber hervorspringenden Zügen hat der Griffel der Geschichte uns Zwinglis Charakter aufbehalten. Mit einem großen umfassenden Sinne für Wahrheit ausgerüstet, die ihn vor allen fruchtlosen Grübeleyen in den Wissenschaften bewahrte, betrat Zwingli, als er nur selbst zu denken anfieng, seine Laufbahn. Nur was den Menschen in und um ihn bilden konnte, faßte er begierig auf. Sein Geist, immer heiter und froh erhalten durch Rechtthun, durch die schönen Wissenschaften, und die milde Tonkunst, mußte nothwendig eine Richtung nehmen, die von dem finstern dumpfen Mönchswesen der meisten damaligen Gelehrten himmelweit unterschieden war. Wenn diese

frohe Stimmung ihn auf der einen Seite zur Seele jeder Gesellschaft machte, so erhielt sie ihn auch auf der andern in jener milden Menschlichkeit, die er gegen seine Gegner bewies, in jener Reinheit und Unbefangenheit, aus welcher die Größe der Seele hervorblüht, womit er seine Feinde behandelte.

Wenn er, der für Lebensgenuß so Empfängliche, hierin zuweilen einen Schritt über die Linie that, welche die kältere Uiberlegung gezogen hat, so war ein kleiner Fehler durch eine große Eigenschaft, Offenheit und Aufrichtigkeit, hinlänglich wieder gut gemacht. Zu bedauern ist es, daß uns die Geschichte von seinem häuslichen Leben so wenig aufgezeichnet hat, daß wir jetzt höchstens eine scheelsüchtige Lüge, oder ein schiefes Urtheil anhören müssen, wenn wir nach dem Gatten oder Vater fragen. Daß wir doch so oft über dem geschäftig wirkenden Bürger den ruhenden, selbst in der Ruhe noch thätigen Menschen vergessen!

Aus-

Ausgebildete Menschheit war die Grundlage in Zwinglis Charakter, und es ist in ihm sichtbarer als gewöhnlich, daß man so ein Gelehrter ist, als man ein Mensch ist. Alles, was Zwingli geschrieben, hat durchaus den hellen, offnen Blick, die freundliche Einkleidung, die leicht, wie das Blut durch seine Adern, fliessende Verfolgung des Gegenstandes; wo etwas ihm zur Seite steht, das zum Genuß, zum Frieden des Lebens einladet, da wendet er sich unwillkührlich hin, und selten führt ihn sein Sinn irre. Immer ist er heiter, ohne muthwillig zu werden; immer sieht man seinen leichten Sinn deutlicher als die Schwierigkeiten, mit denen er kämpft. Leicht behandelt er seine Gegner, ohne bittern Spott; wenn nicht die Erwähnung mancher Schwäche zugleich Verspottung ist, was aber freylich auf den Gegenstand, nicht auf die Behandlung, zurückfällt. So sagte er Luthern ohne alle Bitterkeit, mit einer Milde, die gewiß nicht, wie einige zu

Scharfsichtige behauptet haben, erkünstelt war, Wahrheiten, die ihn um so mehr überraschten, je weniger er daran gemahnt worden war. Das Benehmen Zwinglis zu Marburg läßt keinen Zweifel übrig, daß er in dieser ganzen Streitigkeit nach seinem Herzen, ohne listig erheuchelte Großmuth und Schonung gehandelt hatte. Daß in Luthers starrem erbitterten Gemüthe sich keine Wirkung dieses Betragens zeigte, kann wohl den, der Luthern kennt, nicht befremden. Nur den offenbaren Verdreher und falschen Münzer der Wahrheit, der sich hinter Lügen und Schmähungen verkroch, deckte er in seiner ganzen Nacktheit auf, und das der guten Sache, der Menschheit wegen. Eck konnte nichts erwiedern, als seine Sprachunkunde, seine Schreibefehler, und seine Verleumdung erwiesen waren.

So war er auch als Lehrer. Um Berichtigung der Begriffe war es ihm einzig zu thun; denn dadurch allein konnte, was er wünschte,

bewirkt

bewirkt werden. Nicht aufdringen wollte er dem Menschen, was er nur aus ihm selbst entwickeln wollen konnte. An das Herz seiner Zuhörer wendete er sich dann, und riß mit dem Strome der Beredsamkeit seinen Gegenstand hin in das Leben derselben, wo erst die Richtigkeit und Brauchbarkeit seiner Erörterungen einleuchtend wurde. Und wenn er nun selbst Hand an die Misbräuche legte, wie unerschrokken, wie unbefangen, als ob er keine Schwierigkeiten sähe, die er doch meistens sehr glücklich berechnet hatte, ging er zum Werke! Im Eifer seiner Unternehmung verschwand ihm alles, nur nicht die gute Sache; bürgerliche und geistliche Freyheit zu bewirken war sein Beruf, den er fühlte, und muthig befolgte. —Selbst wenn man Zwingli betrachtet, nachdem ihn das Schicksal, wenn ich so sagen darf, mürbe gemacht hatte, fällt seine Verschiedenheit von Luther merklich auf. Luther ward in diesem Falle bitter, argwöhnisch, menschen-

feindlich; Zwingli handelte wie ehedem, aber eine sanfte Schwermuth hing über ihm, aus der sein Geist noch feurige, muthige Blicke warf. Die Grundlage beyder Charaktere war gewiß verschiedener, als man gewöhnlich glaubt; und wenn Luther auch mehr Kraft hatte, als Zwingli, so muß man doch oft ihre Misleitung und falsche Richtung beklagen.

Zwingli starb für die gute Sache, starb den Tod fürs Vaterland. Immer wird sein Andenken unvergeßlich bleiben, immer wird der unparteyische Mann gestehen müssen, daß fast jede christliche Religionsparten selbst in Rücksicht auf die äussern Gebräuche des Gottesdienstes seinen Anhängern nachsteht, und noch lange nicht zu dem Grade der hohen Einfalt gediehen ist, den man unter ihnen findet, und der hier das Herz so mächtig ergreift, als es wohl der Zweck dieser Gebräuche seyn soll.

Bibliothek Passau

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wagner, Adolf,

Ulrich Zwingli's Leben ein Seitenstück zu dem Leben Luthers, Huß und Melanchthons

Leipzig 1800

Passau, Staatliche Bibliothek -- S nv/Nhc 18-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11345751-0
VD18 11613602-004